This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

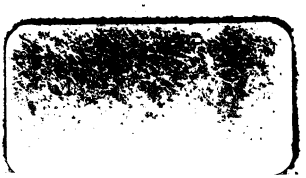
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Mus 1480.15.94



DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Wilhelm Baumgartner.

Wilhelm Baumgartner.

Ein Lebensbild.

Zürich.
Druck und Verlag von David Bürkli.
1868.

Mus 1480.15.77

HARVARD UNIVERSITY

JUL 27 1966

EDA KUHN LOEB MUSIC LIBRARY

Vorwort.

Ein Lebensbild, deſſen Entwicklung von den erſten Anfängen bis ans Ende aufgezeigt werden kann, mag allgemein menſchlich intereſſiren. Zudem verdienen bedeutende Erſcheinungen auf dem Gebiete ſchweizeriſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, daß man ihnen ein Denkmal ſetze. Und endlich wird es den vielen Freunden des Dahingeſchiedenen willkommen ſein, wenn ſie von den Einzelnheiten ſeines Lebens unterrichtet werden.

Es iſt mir oft, als müſſe der liebe Freund wiederkehren, wie von einer weiten langen Reiſe zurück. Das iſt nun freilich ein Traum. Aber der Schatz ſeines geiſtigen Weſens, das biedere Gemüth und der Wohlklang ſeiner Kunſt werden immerdar und unvergeßlich um mich ſein und eine ſchönſte Erfahrung meines eigenen Lebens bleiben.

Zürich, 15. November 1868.

C. Widmer.

Inhalt.

Wilhelms Jugend- und Studienjahre. Seite

I. Familie und Geburt 3
II. Wilhelm in der Schule und bei Waldmann . 8
III. Wilhelm auf dem Gymnasium in St. Gallen . 22
IV. Wilhelm auf der Universität in Zürich . . . 34
V. Wilhelm als Musiklehrer in St. Gallen . . 47
VI. Wilhelm in Berlin 55

Wilhelms Meisterjahre.

I. Wilhelm als Pianist 69
II. Wilhelm als Componist 76
III. Wilhelm als Gesangsdirector 94
IV. Wilhelm als academischer Musikdirector . . 118
V. Wilhelm als Künstler und Mensch 122

Wilhelms Familienleben und Ende 147

Verzeichniss von Wilhelms sämmtlichen Compositionen 181

Wilhelms
Jugend- und Studienjahre.

Wilhelms Jugend- und Studienjahre.

1. Familie und Geburt.

Die südwestliche Bucht, oben wo der Rhein sich in den Bodensee ergießt, bildet eine der anmuthigsten Gegenden der Schweiz. Von den Ufern steigen baumreiche Wiesen, fruchtbare Aecker und üppige Rebgelände in sanfter Allmäligkeit nach St. Gallen hinauf; nach Norden weiten sich die obstwaldigen Ebenen Thurgaus und gegen Mittag wölbt sich der schöne Rorschacherberg und verbindet sich mit den Appenzellerbergen, die in das Rheinthal hinausspringen und eine herrliche Fernsicht bieten über die gewaltige Fläche des Bodensees bis in den Hegau und an die schwäbischen Ufer, nach der Inselstadt Lindau, nach Bregenz und ins Vorarlberg, in die Tiroler- und Bündtneralpen und auf die nahe Säntiskette. Mitten in der Bucht liegt Rorschach, durch Schiffahrt und Handel altherberühmt, ein fröhliches Völklein, mit einem Frauenkloster und einer reich

ausgeschmückten katholischen Kirche. Hier machte Johannes Baumgartner, von Mörschwyl herstammend und geboren den 13. August 1774, in einer Leinwandhandlung seine Lehre durch, wurde Commis, bis er sich dann selbständig etabliren konnte. Er verehlichte sich 1798 mit Maria Josepha Hädinger, welche aber schon im Mai 1807, kaum 27 Jahre alt, an Lungenleiden starb. Von den vier Kindern dieser Ehe überlebten nur zwei Töchter die Mutter; die eine davon war Caroline, geboren 1806, der Liebling der Familie.

Noch im Herbst 1807 schritt Vater Baumgartner zur zweiten Ehe mit Josepha Lindemann, geb. 1784, aus einer wohlhabenden Familie von Rorschach. Die zweite Ehe war mit sieben Kindern gesegnet, von denen drei ganz früh wegstarben. Das jüngste Kind war Franz Joseph Wilhelm, geboren den 15. November 1820, Mittags 12½ Uhr.

Die Eltern Baumgartner führten die Wirthschaft „zum grünen Baum". Der Vater war so allgemein geachtet und geliebt, daß ihn das Vertrauen der Mitbürger bald in die Gemeindebeamtungen hineinzog. Er blieb 14 Jahre lang Gemeindeammann von Rorschach, war auch Mitglied des Großen Rathes des Kantons St. Gallen und 1827 wählte ihn der

Kleine Rath zum Regierungsſtatthalter für den Bezirk Rorſchach. So ſehr ihm dieſe Aemter zur Ehre gereichten, ſo verzehrten ſie anderſeits doch ſo viel Zeit, daß er weder der Erziehung der Kinder noch der ökonomiſchen Fürſorge gehörig leben konnte. Er war die beſte Seele von der Welt, grundehrlich, fröhlichen Gemüthes, mit freundlich klugen Augen, von Körper ziemlich groß. „Die öffentlichen Aemter, ſchrieb die Mutter ins Tagebuch, und ſeine Herzensgüte waren ſein und unſer Unglück; er wollte allen Menſchen helfen und vergaß die Seinigen mit Wohlthun für Andere, die ſeine ſchwache Seite nur zu gut kannten und die Alles, um was ſie ihn baten, zu erobern wußten.“ Dazu geſellte ſich ein ſchwerer Schlag. Caroline, ausgezeichnet durch Geiſtesgaben und ernſte Geſinnung, eben im Alter von 22 Jahren und im Stillen verlobt mit einem jungen Juriſten, welcher ſpäter eine glänzende Laufbahn als St. Galliſcher Staatsmann entfaltete, — ging im Sommer 1829 mit ihrer Tante ins Bad Pfäfers. Am Morgen des 22. Juni, nachdem ſie die warme Quelle getrunken hatte, ſtieg Caroline wie gewohnt die Felſenwege hinauf; ſie kam nicht wieder und wurde erſt nach einigen Tagen in der wilden Tamina gefunden; ſie iſt vermuthlich beim Blumenſuchen ausgeglitſcht und über die Felſen hinunter in den Fluß geſtürzt.

Die Trauer unter den Badgästen, welche die jugendliche Erscheinung liebgewonnen hatten, war allgemein und der damals anwesende Generalvicar von Wessenberg legte ein sinniges Gedicht auf ihr Grab. Dem Vater aber brach das Herz unter dieser Kummernachricht; er erholte sich nicht mehr, es stellte sich die Brustwassersucht ein, und am 12. Juni 1830, fast 56 Jahre alt, schlief er ein.

Die Lage der Mutter als Wittwe mit ihren vier Kindern war eine schwere. Der Vater hatte gar kein Vermögen hinterlassen und es mußte mit den Gläubigern eine Verständigung getroffen werden. Sie verließ den Grünen Baum und miethete sich bescheiden ein, im Tagebuch zu Gott flehend, daß er in der Kindererziehung ihr beistehen und ihr Arbeit, um Etwas verdienen zu können, zuwenden wolle. Es nahmen sich aber auch die Verwandten ihrer hülfreich an und bald starb ihre eigene Mutter, von welcher sie etwa zwölftausend Gulden erbte. Als Wittwe kam sie mit ihren minorennen Kindern unter Vormundschaft und war damit wesentlich auf den Zinsgenuß angewiesen. Die kleine Frau, verständig, sanft, fromm, mit viel Sinn für Musik, nahm nun ihre ganze Kraft zusammen für die Erziehung der Kinder. Der älteste wohlbegabte Sohn Joseph

widmete sich dem Handelsfache, mit abwechselndem Geschicke, bis er zuletzt in Salzburg eine bedeutende Tapetenfabrik gründete. Ein anderer Sohn, Johann, machte der Mutter und seinen Geschwistern sein Leben lang viel Herzeleid und starb im Jahre 1866. Die Tochter Louise suchte mit Kleiderverfertigen etwas zu verdienen und hielt treu zur Mutter, bis sie später durch Verehlichung in bessere Verhältnisse kam. Auf den jungen Wilhelm endlich stellte die Mutter die meiste Hoffnung, sie widmete ihren Lebensrest ganz besonders seiner Erziehung und Ausbildung. Sie starb 54 Jahre alt, den 8. October 1838, in den Armen von Wilhelm und Louise.

II. Wilhelm in der Schule und bei Waldmann.

Der kleine Wilhelm trieb sich wenig mit den Buben auf der Gasse herum; einzig mit Steinkügelchen spielte er gerne mit ihnen und brachte die Säcke voll davon heim. Noch viel lieber gieng er zu einem alten Nachbar, der Spielzeug und Ostereier malte; Wilhelm war dann sein kleiner Gehülfe. Der Verfasser von Meyers Universum zeigte dem Knaben viele Bilder und regte durch Erzählungen seine Wißbegierde an. Ein Oheim leitete eine Dilettanten-Musik, wobei Wilhelm gerne zuhörte und sich schon sehr frühe auf einer kleinen Trommel auszeichnete. Er kam in die Primarschule zu Lehrer Rüttimann und wurde durch Fleiß, Wohlverhalten und Fortschritte bald sein Liebling. Als er sieben Jahre alt war, schrieb er mit fester schöner Handschrift für seinen Vater folgenden Glückwunsch:

Erlaube mir zum Namenstage,
Den wir so festlich heut begehn,
Daß ich auch meinen Wunsch Dir sage,
Ich will der Schwester nicht nachstehn.

Zwar bin ich noch ein kleiner Knabe,
Mein Wunsch ist wohl für Dich zu klein,
Doch wird auch eine kleine Gabe
Gewiß Dir nicht mißfällig sein.

Die kleinen Wünsche, die ich hege,
Sie stimmen alle darin überein:
Die Freude blüh auf allem Deinem Wege -
Und ich will stets Dein lieber Wilhelm sein.

Um dieselbe Zeit fieng er an Clavierunterricht zu nehmen bei Rüttimann und überholte bald durch feines Musikgehör und Geschick im Spielen alle Mitschüler. In der Wirthschaft der Eltern gab es an Festtagen u. dgl. Tanzmusik: Wilhelm faßte sich die Tänze ins Ohr und wußte sie, ohne fremde Anleitung, auf dem Clavier wieder vorzutragen. Er besaß die Gabe, in freier Phantasie ganze Gespräche und Geschichten auf dem Instrumente auszuführen und da der Inhalt meist ins Heitere und Komische einschlug, so machte er der Umgebung viel Spaß und Vergnügen und es fehlte nicht an Lob und Geschenken für den jungen Virtuosen. Im Frühling 1830 spielte er bereits ein Beethoven'sches Stück in einem Concert des Rorschacher Casino. Da starb ihm im Sommer der Vater weg und es gerieth die Mutter mit den Kindern, wie schon erwähnt, ökonomisch in eine schwierige Lage. Im Familienrathe gab es Stimmen, welche Wilhelm einen Schneider wollten lernen lassen. So schauen die Menschen oft nur auf das Allernächste, wenn es nur wenig kostet und bald Geld bringt. Die beiden mütterlichen Oheims aber und

ganz beſonders die Mutter ſelbſt faßten die Talente und die Zukunft des Knaben ins Auge und entſchieden dafür, daß ihm eine weitere Schulbildung zu Theil werden ſolle. Er empfing nunmehr auch Privatſtunden im Zeichnen und Franzöſiſchen. Wahrſcheinlich dachte man für ihn ſo ungefähr an die Beſtimmung eines Reallehrers, doch gieng es noch mehrere Jahre und allerlei Wege, bis die Berufswahl getroffen werden konnte.

Mit ſeinem zwölften Jahre hatte Wilhelm die untere und obere Primarſchule beendigt, in allen Fächern mit der Note 1. Da traf es ſich, daß im Herbſt des gleichen Jahres in Uznach ein Inſtitut für realiſtiſche Bildung von Fidel Strotz eröffnet wurde. Wilhelm wanderte, von ſeiner Mutter bis St. Gallen begleitet, den 15. November 1832 mit ſeinem Lehrer Rüttimann nach Uznach ins Inſtitut. Aufs Neujahr ſchrieb er der Mutter bereits einen franzöſiſchen Glückwunſch: »Je ferai mon possible de me rendre toujours plus digne à votre affection.« In allen Fächern — Religion, Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Arithmetik, Zeichnen — erhielt er die Note 1 und in der Muſik »per eminentiam«. Im Frühling ſchrieb Strotz an die Mutter: „Ich war ſo eben mit Wilhelm allein und eröffnete ihm, wenn

er täglich 1½ Stunden den Anfängern Unterricht im Clavier ertheilen wolle, ohne im mindeſten in ſeinen Studien gehindert zu werden, ſo ſchenke ich ihm wenigſtens den dritten Theil am Koſtgeld; da weinte er und ſagte, das würde wohl ſeiner Mama Freude machen." Im Juni bittet er die Mutter um etwas Sackgeld: „Sie wiſſen ja ſchon, wie die Koſt iſt und wenn ich nun etwa Kirſchen oder ſo etwas kaufen will, ſo mag ich auch nicht allemal ſagen, ich möchte Kirſchen kaufen oder Brod oder dgl., und ob Sie das Geld dem Herrn Stroß geben oder mir, iſt ja gleich, es koſtet gleichviel, und dann iſt es bequemer; ich thue nichts unlieber als ſo betteln." Nach einjährigem Aufenthalt, im September 1833, verließ Wilhelm das Inſtitut und kehrte heim zu ſeiner Mutter.

Damals lebte in Meßkirch im Badiſchen als Pfarrvikar Joſeph Waldmann *). Er machte einen

*) Später in Ueberlingen, Buchholz, Heklingen und jetzt als Pfarrer und Dekan in Orſingen. Er gab 1841 eine „Geſanglehre für Volksſchulen" mit fünfzig Liedern heraus und 1845 die „Harmonik oder vollſtändige heuriſtiſche Darſtellung der Harmonielehre und des Generalbaſſes", beide bei Herder in Freiburg. Im Fernern erſchienen von ihm, für Männerchor componirt, die beiden Lieder Weſſenbergs: „die

Beſuch in Rorſchach bei Verwandten und hörte da eines Abends den eingeladenen jungen Wilhelm ſpielen. „Auf den lege ich Beſchlag“, rief Waldmann aus, und alsbald wurde mit der Mutter der Vertrag vereinbart, daß Wilhelm bei ihm ſtudiren müſſe, d. h. alte Sprachen treiben und Muſik. Wilhelm hatte einzig Koſt und Logis zu zahlen; Waldmann gab dem lieben Knaben, mit dem er übrigens gar nicht verwandt war, den Unterricht unentgeldlich. So wurde der glücklichſte Lebensabſchnitt für Wilhelm eingeleitet. Waldmann war ein religiöſes Gemüth, ein edler Geiſt, von gründlicher Bildung und ein Meiſter in der Muſik; für Wilhelm blieb es fürs ganze Leben ein Segen, daß er in dieſe väterliche Leitung gekommen iſt. Den 14. November 1833 zog der kleine, blonde Wilhelm, etwas ſchwächlich und huſtig, bei Waldmann ein, wo es ihm bald ſehr gut gefiel. Er war beſcheiden, reinlich, fleißig, fröhlich, aufrichtig und in ungewöhnlichem Grade talentvoll. Waldmann konnte ſchon nach wenigen Wochen die ſorgſame Mutter mit dem Berichte erfreuen: „Wilhelm benimmt ſich ſo geſetzt

---

Freiheit“ und „das Leben“, welche als No. 32 und 52 auch in Baumgartners Liederſammlung für vierſtimmigen Männergeſang aufgenommen ſind, woſelbſt ſich unter No. 69 noch eine weitere Compoſition von Waldmann „An die Sterne“ findet.

und artig, daß ich ihn wie einen zwanzigjährigen Menschen behandeln kann; ich muß mich hüten, daß ich ihn nicht gar zu viel lobe, er ist der einzige von meinen Schülern, der mir noch in allem entsprochen hat; er gewöhnt sich ganz trefflich hier an, wird gesund und stark und bekommt Backen wie ein Pausengel." Wilhelm schloß sich mit kindlichem Gemüthe an Waldmann an und überhäufte ihn so mit Liebkosungen, daß letzterer sich im Scherze genöthigt sah, die „Ahli" täglich auf drei zu reduciren. Des Nachts war er etwas furchtsam, die Magd begleitete ihn mit dem Licht ins Schlafzimmer. Nach einer Feuersbrunst um Mitternacht im Dorfe getraute er sich nicht mehr allein zu schlafen; er gieng mit der Haushälterin Antoinette in ihr Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl, um so den Morgen abzuwarten; aus Mitleiden sagte sie, er solle den Stuhl unten an ihr Bett rücken und den Kopf auf die Decke legen. „Wenn Sie es erlauben" und er schlief ein zu den Füßen der Antoinette, worüber er nachher viel geneckt wurde. In den Ferien gieng er in der Regel heim nach Rorschach. Nach einem solchen Besuche im Sommer 1834 schrieb ihm die Schwester Louise: „Es send zwor erst a paar Täg, daß der groß, dumm Bodasee üs trennt und doch chunts mer vor, als öbs scho mengs Johr umma gange sei, sit mer

häſt s'lezt herzig Küßli geh und ſit Di numma ſiah am liebe Mueti am Hals hanga, wia Du ſie allimol gſtrichlet und ihra gflattirt häſt. Drom chaſt der wohl denka, wia nih's Hamweh zu Der hah, wil mer Zit ſo lang vorkunt. Ih merk as jezt erſt wieder rächt, wia ſchö daß es iſt, ſo a liabs Büabli zom Brüaderli zha, und wens o grad öppa amol a wilds Schnibele gmacht hät, ſo iſch allimol doch gſchwind wieder guat worde und hät eim denn gärn zur Verſühnig a Schmützli und as Ahli geh."

Es wurde eine feſte Tagesordnung angezogen: früh aufſtehen, dann in die Kirche zum Gebet, hierauf Morgeneſſen und alsdann Unterricht in Religion, Latein, Franzöſiſch, Deutſch, Geſchichte, Geographie, Rechnen und Muſik. Wilhelm hatte Tagesnotizen niederzuſchreiben, zur Selbſtbeſpiegelung, wie er die Zeit verwende. Im Herbſt 1834 wurde Waldmann als Pfarrverweſer und Lehrer an der höhern Bürgerſchule nach Ueberlingen am Bodenſee berufen. Wilhelm trat in die dritte Claſſe, und es kam nun zu ſeinen bisherigen Fächern noch Griechiſch, Naturlehre, Mathematik und bürgerliche Rechtslehre: in ſämmtlichen Fächern erhielt er die Note „vorzüglich" und er machte ſolche Fortſchritte, daß er bisweilen bei Verhinderung der Lehrer im Franzöſiſchen und

Lateiniſchen Aushülfe leiſten konnte. Er brachte es in Ueberlingen bis zu Salluſt, Livius und Ovid und bis zu Xenophon und Homer.

In der Muſik, unter Waldmanns ſpecieller Leitung, cultivirte er vorzugsweiſe das Clavierſpiel; bisweilen ſpielte er auch die Orgel in der Kirche. Er las ſehr gut vom Blatte. „Wenn ich eine ſchwere Paſſage einſtudiren will, ſo muß ich ſie 10, 20, ja 40 mal ſpielen; zuerſt muß ich ſie ganz langſam lernen und wenn ich nun langſam ganz ſattelfeſt bin, ſo muß ich ſie immer geſchwinder nehmen und dann auf einmal wieder langſam und nachher muß ich ſie noch lange in die Hände einprägen; in einer friſchen Stunde kann man ſie dann geſchwind und ohne Fehler ſpielen.“ Er mußte vorzugsweiſe Beethoven ſpielen: Quintett, Symphonie, Sonaten. Daneben wurde er auch in die Compoſitionstheorie eingeführt: Stücke in Accorde zerlegen; Waldmann ſchrieb den Prim, Wilhelm den Baß; Tonwanderungen; Uebung im Transponiren von einer Tonart in die andere; Generalbaß nach Knecht. Schon mit vierzehn Jahren fing er an Lieder, Walzer und Andantinos zu componiren und gewann auch im Phantaſiren eine immer größere Freiheit. Er war den übrigen Schülern ſo weit voraus, daß er ihnen Stunden geben und ſich

einiges Sackgeld verdienen konnte. Wo es irgend Gelegenheit gab, Musik zu hören, an Sängerfesten, oder bei Besuchen in Sigmaringen, Constanz, St. Gallen etwa Opern (Zampa, Zauberflöte, Freischütz u. s. w.), da war er mit Jubel dabei. Auch zeigte er frühe Anlagen zu Geselligkeit und Tanz.

Im Sommer 1835 schrieb Waldmann an die Mutter: „So oft ich Ihren seelenguten Wilhelm anschaue, denke ich bei mir, so Einen kriegst du nicht mehr. Wahrhaft, er hat meine hypochondrischen Stunden ordentlich ausstudirt und thut alles nur Erdenkliche, um mich zu erheitern und trägt auch meine übelsten Launen, die meine Kränklichkeit hie und da erzeugt, mit solcher Geduld, daß ich ihm nur die besten Tage für seine Zukunft prophezeien kann. Ich kann mich auch nicht enthalten, Ihnen eine neue Tugend von ihm zu offenbaren, die ich noch höher anrechne als selbst seinen Fleiß. Denn was ist Fleiß ohne ein Herz voll Liebe und Pietät? Diese hat er aber auch in vollem Sinne gegen Sie, verehrte Frau! denn ich muß bald glauben, daß er nur Ihretwegen so gut gegen mich ist, da ich ihm immer weniger werden muß. Er gibt in der ersten Abtheilung das Französische fast allein und bei mir in einer andern das Lateinische; ja sogar den Schul-

präparanden muß er mein Harmonieſyſtem dociren. Dieß alles nöthigt ihn nicht nur, genauer in die Sache einzudringen, ſondern auch alle ſeine Ideen und Sprachkräfte aufzubieten, um ſie Andern richtig darzuſtellen. Kurzum er iſt ein Kernmenſch, über den Sie ſich noch recht lange freuen ſollen." Waldmann war aber aus Liebe keineswegs blind gegen Wilhelm, er machte ihn mit freundlichem Ernſte auch auf die Fehler und Schwachheiten aufmerkſam. Es blieb überhaupt die Charakterbildung das Centrum dieſer Erziehung und es wurde dem zum Jüngling aufſproſſenden Wilhelm immer und überall die Ermahnung eingeflößt, daß nur frommes Gebet, Arbeitsfleiß und Selbſtbeherrſchung den Menſchen vor Verirrungen ſchützen und ihn zur Erfüllung der eingebornen höhern Beſtimmung befähigen können. Wilhelm nahm die goldenen Worte ſeines Lehrers zu Herzen und ſuchte mit aller Anſtrengung eine rechte Energie des Willens zu erlangen: Zeitvertändelung ſchien ihm eine förmliche Sünde zu ſein. Im Juni 1835 ſchrieb er ins Tagebuch: „Wenn man recht um die Gnade des Heiligen Geiſtes bittet, ſelbſt aber auch munter, friſch und im Vertrauen auf Gott an die Arbeit geht, ſo geht Alles mit Adlers Flügeln von ſtatten; wer aber nicht recht bittet, ſelbſt keinen feſten Entſchluß faßt, der fällt. Drum bitte

ich Dich, Heiliger Geist! komm herab auf mich und stärke mich, wohne in meinem Herzen und sporne mich zur Arbeitsamkeit immer mehr an, damit ich ein der Welt nützliches und zum Wohle der Menschen beitragendes gutes Mitglied werde." Es kamen auch Stunden und Stimmungen, in denen er sehr unzufrieden mit sich selber war. „Heute so wenig gearbeitet, daß ich Herrn Waldmann recht betrübte und es ihn sehr schmerzte. Ich habe mich besiegen lassen von der Trägheit und Bequemlichkeit und daher alles Unheil. Ich bin nicht mehr, der ich voriges Jahr war. Aber ich will ein ganz anderes Leben beginnen." Und im März 1836: „In der Clavierstunde, die ich zu geben hatte, habe ich phantasirt anstatt unterrichtet. Ich muß die Schüler mit den Scalen vertraut machen, sie in die ersten Accorde der Harmonie und Tontheorie einführen, Cramers Clavierschule tüchtig lesen lassen, selbst aber zusehen, den Fingersatz zeigen und ihn verbessern; überhaupt mehr Würde eines Professors annehmen, das Mürrische, Ungeduldige, Rohe, Tölpelhafte ablegen und feiner, geduldiger, ernster werden, die Knabenschuhe ablegen."

Es tritt jetzt überhaupt allmälig die Frage der Berufswahl in den Vordergrund. Er bittet seine

Mutter wiederholt und dringend, daß sie sich erkundigen solle, was für Vorkenntnisse zum Eintritt in die fünfte Classe des Gymnasiums in St. Gallen erforderlich seien. Im Mai 1836 schreibt er an dieselbe: „Nehmen Sie, liebste Mama! meinen innigsten Dank und glauben Sie mir, ich werde mich gewiß recht befleißen, meine Bestimmung, der Welt als Mann und Professor einst zu nützen, recht bald zu erreichen. O welche Freude, welchen Ersatz für allen Ungehorsam, für alle Sorgen und Mühen wird es Ihnen, wie ich hoffe, gewähren, wenn ich nach einigen Jahren, nach Beendigung meiner Studien, in Ihre Arme eile!“ Er rüstete sich tapfer auf die Vorbereitung für St. Gallen und verzichtete, um alle Zeit benutzen zu können, auf die sonst so lieben Reiseausflüge. Unterm 16. August schreibt er an die Mutter: „Herr Waldmann ist heute mit den drei andern Schülern abgereist, um sich durch ein kleines Reischen in den Hegau und über Schaffhausen zu erquicken und seine Lateiner aufs Neue zum Fleiß aufzumuntern. Meine Majestät hat die Ehre zu Hause zu bleiben aus drei guten Gründen: 1) um meinen Geldbeutel zu schonen und ihn auf St. Gallen gehörig zuzurichten; 2) aus Liebe, bald in Ihre Arme zu eilen, da ich sonst einige Tage länger hingehalten würde; 3) um mich im Ueberwinden freiwillig zu

üben. Ich glaube, daß das drei respektable Gründe sind, die Sie zu einem heimlichen Lächeln vermögen werden. Allem Anschein nach wird die Antoinette diese Tage über die Güte haben, ihre Rolle als Hausmeisterin zu spielen und mich ein wenig zu fuxen, was ich aber Anfangs durch Gewohnheit und Uebung schon dulden kann; würde sie es zu arg treiben, so werde ich mir schon Recht zu verschaffen wissen."

Nach dreijährigem Aufenthalte nahm Wilhelm den 9. September 1836 von Waldmann Abschied. „Hier schicke ich Ihnen, schrieb letzterer an die Mutter, den Sohn in Ihre Arme zurück, überzeugt, daß Sie ihn mit Freude empfangen werden und mit der Hoffnung, daß sein guter Wille und mein unvollkommenes Werk über die Thorheiten seiner Jugend und die Gefahren der Welt den Sieg davon tragen werden. Sein göttlicher Meister (seinen irdischen mag er vergessen, wenn er nur den himmlischen nicht aus dem Auge läßt!) sollte der Mittelpunkt seines Glaubens und Hoffens werden und Selbstbeherrschung ihm den Weg zur Tugend bahnen als feste Grundlage seines einstigen Kämpfens und Wirkens. Bauen Sie auf diesem fort mit Ihren mütterlichen Mahnungen, Sie werden sehen, daß sein Herz noch immer dieselbe Empfänglichkeit hat." Und Wilhelm schrieb in sein

Tagebuch: „Wehmuthsvoll blickte ich dem verſchwindenden Ueberlingen nach. Ewig unvergeßlich werden mir die drei Jahre ſein. Ja gut war Waldmann, er liebte mich innig, ich ihn aber auch recht von Herzen, obſchon ich ihn oft durch meinen Leichtſinn betrübt habe, weßwegen ich ihn auch um Verzeihung bat, was er mir mit ſeinem Engelsherzen gern bewilligte. Seine Grundſätze werden in meinem Herzen wohnen und ewig dankbar werde ich meinem Waldmann ſein: Gott ſtärke und ſegne ihn!“

III. Wilhelm auf dem Gymnasium in St. Gallen.

Das katholische Gymnasium in St. Gallen hatte sechs Classen. Den 17. October 1836 bestand der 16jährige Wilhelm die Aufnahmsprüfung in die fünfte Classe. Es war mit dem Gymnasium ein Pensionat oder Convict verbunden, Wilhelm aber zog es vor, außerhalb desselben ein Privatlogis zu nehmen, gemeinsam mit seinem noch etwas jüngern Verwandten Eduard Roth: die beiden raschen Jünglinge hatten bisweilen kleine Conflicte unter sich, die sich aber bald in eine intime Freundschaft auflösten, welche zeitlebens bestanden hat. Die Schule war mit trefflichen Lehrern besetzt, von denen namentlich Vorberg die Schüler für die römische und griechische Alterthumskunde, sowie für die deutsche Literatur mit Liebe zu erfüllen wußte, und Dekan Federer in freisinniger Weise für Religion. Daneben wurden auch Französisch, Italienisch, Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften getrieben; sowie Gesang und Instrumentalmusik, nebst Turnen und Militärübungen. Wilhelm erwarb sich sehr befriedigende Zeugnisse und arbeitete sich mit großem Fleiße in Cicero, Tacitus, Ovid und Horaz, in Herodot, Plu-

tarch, Homer und Sophokles hinein; daneben las er Silvio Pellico und Lafontaine und faſt von allen deutſchen Claſſikern einen Theil ihrer Werke. Dieſe Studien, bei denen er ſich die Auffaſſung und das Urtheil durch ſchriftliche Bemerkungen über das Geleſene zu ſchärfen ſuchte, veranlaßten ihn, ziemlich viel Bücher anzuſchaffen. Die Mutter, die nicht wußte, wo ſie die Scherflein hernehmen ſollte, warnte ihn vor zu viel derartigen Ausgaben und ermahnte ihn zur Sparſamkeit in Allem. Sie ſchrieb unter verſchiedenen Malen an ihn: „Ich bitte Dich nochmals, ſchränke Dich doch ein, Du ſiehſt ja ſelbſt, wie alles ſo viel koſtet, daß ich bald nicht mehr weiß, wo ich das Geld hernehmen ſoll. Bete doch zu dem lieben Gott, daß er uns ſegne und uns einen Verdienſt zukommen laſſen wolle, daß es eher die großen Ausgaben leiden möge. Der Johann bringt mich noch vor der Zeit ins Grab; ſolche Sorgen und Kummer untergraben die feſteſte Geſundheit; ich weiß mir keinen Rath, was ich anfangen kann, wenn ich nicht auf den lieben Gott vertrauete, ſo müßte ich verzweifeln. Ich will es alſo Ihm überlaſſen und es Ihm anheimſtellen, wie und wo er uns Rath und Hülfe zuſchicke; der für alle ſeine Kinder weislich ſorget, wird uns, wenn wir mit Vertrauen zu ihm flehen, auch nicht verlaſſen. Trachte nur,

mein lieber Wilhelm, daß du recht brav, tugendsam und geschickt wirst, daß du die freudige Hoffnung und Aussicht hast, in wenig Jahren ein selbständiger Mensch zu werden, denn das ist das Beste und Einzige, was man in dieser betrübten Welt erobern kann, daß man Niemandem zur Last fällt und daß man sich ehrlich und rechtschaffen durch die Welt bringen kann. — Es thut mir sehr leid, daß Du so wenig Zeit zur Musik hast. Sage es doch den Professoren, Du könnest sie nicht vernachläßigen, weil Du schon so viel darauf verwendet hast; sie lassen Dich vielleicht doch von ein und andern Stunden, die Du nicht so nothwendig hast, los oder sie verschonen Dich in der Woche zwei bis drei Abend mit Hausaufgaben, damit Du im Clavier Dich dafür üben kannst, es ist ja auch gelernt; ich verstehe diese Lehrart nicht, wie die Herren es mit Euch meinen, zu viel ist zu viel. — Es ist schon so in der Welt: der, wo den Willen hat, ist unvermögend zu helfen und andere, die es könnten, thun es nicht; doch soll uns das nicht kränken, wir wollen uns zusammen nehmen und auf den lieben Gott hoffen und vertrauen; wenn wir ihn nicht vergessen, wird er auch uns nicht vergessen. Sei Du recht fleißig und lerne so viel Du kannst, wende doch die Zeit wohl an, daß ich wenigstens doch auch noch an Dir Freude erleben kann. —

Höre doch einmal auf Bücher anzuſchaffen; trachte, daß die Profeſſoren ſolche leihen; wie ich höre, ſo haſt Du nur eine Stunde in der Woche für Muſik, das iſt nichts, nehme die Zeit doch wohl zuſammen und ſpiele zu Hauſe, wo Du einen Augenblick findeſt. — Du ſchreibſt mir um vieles Nothwendige, welches ich zwar wohl einſehe, aber, mein lieber Wilhelm, woher das Geld nehmen? Da ſtehſt Du ſtill und kannſt mir es nicht ſagen. Was den Privatunterricht anbetrifft, ſo vermag ich es auch nicht; lerne einſtweilen Violin, was Du im Inſtitut lernen kannſt, Du haſt ja eine ſo gute Geige und ich ſähe es gerne, wenn Du Dich zuerſt mit dieſem Inſtrument bekannt machteſt. — Es koſtet alles ſo viel, daß ich das Geld nicht mehr aufbringe, wenn es ſo fortgeht, ich habe zu große Ausgaben. Zudem wünſche ich, daß Du ins Penſionat giengeſt, ich kann Dir nicht noch ein Jahr ſo ein großes Koſtgeld bezahlen. Du hätteſt nur meinen Vogt hören ſollen, wie das nicht gehe, das Waiſenamt werde mir Schranken ſetzen, wenn ich glaube, ich ſei ſo reich, alle Jahre 300 Gulden aufnehmen zu können. Ich muß ihm ſpecificirte Rechnung geben, was ich an Euch Kinder angewendet habe ſeit dem Ableben unſeres lieben Vaters. Ach, das iſt wohl ein Elend, unter dem Drucke ſolcher Herren zu ſein, daß man gar keine eigene Gewalt hat."

Der fröhliche Wilhelm, mit der glückseligen Sorgenfreiheit der Jugend, suchte die Mutter zu trösten, er hing mit dankbarster Liebe an ihr, was er namentlich in den Glückwünschen ums neue Jahr auf sinnige Weise auszudrücken wußte. „Jedes Zweifeln und zu großes Kümmern ist Mangel an Vertrauen. Drum bitte ich Sie, sich nicht zu sehr von den Sorgen hinreißen zu lassen. Der Gedanke an den Allvater und an noch Unglücklichere wird Sie stärken. Ich kann für jetzt nichts anderes thun, als Ihnen innigst zu danken, mein Versprechen zum höchsten Fleiße abzulegen und Sie ferner um Ihre Liebe herzlich zu bitten. Wann ich einmal meine Studien vollendet habe, hoffe ich Ihnen das Leben zu versüßen.“ Ein andermal, auf die Ermahnung, nicht zu viel Kleider zu verbrauchen, schrieb er: „Wenn nur einmal die Zeit käme, wo es statt Schnee einen Tag lang Hosen regnen würde, ich wollte mein Häuflein sammeln!“

Neben den Studien verwendete er auch einigen Eifer auf den Tanz und nahm mit lebhafter Freude Antheil an Jugendbällen. Die Anmuth seines Benehmens machte ihn überall willkommen. Da traf es sich, daß der Funken der Liebe in das junge Gemüth fiel. Er liebte sie und sie liebte ihn, aber keines getraute sich, es dem andern zu offenbaren,

es war nur eine ſtille ſüße Ahnung unter ihnen. Er nahm die „engelgleiche“ Fanny in ſein Gebet auf und ſtärkte mit dem Gedanken an ſie ſeine Vorſätze zum Fleiß und zur Reinigkeit des Herzens. Aber um Alles in der Welt hätte er doch gerne gewußt, wie es mit ihrer Geſinnung für ihn ſtehe, und er beſtürmte mit Ungeduld ſeine Schweſter Louiſe, daß ſie auf vorſichtige Weiſe Licht in die Sache zu bringen ſuche. Die kluge Schweſter antwortete ihm: „Ich mußte letzthin durchaus abbrechen, wollen oder nicht, Mama wurde ernſtlich böſe über mein Aufbleiben, und ſo war ich gezwungen, das Licht zu löſchen und aufzuhören. Die Mama iſt über unſern geheimnißvollen Briefwechſel ſehr aufgebracht; ſie merkt von dem Ganzen etwas und doch nicht recht und gerade dieß macht ſie böſe; ſie drohte mir, gewiß noch hinter unſere Geheimniſſe zu kommen, denn ſie merke nur zu gut, daß ſie nur zum Scheine ſo Nebenſachen wiſſen dürfe; überhaupt dulde ſie es nicht und bedanke ſich ſchön, alle Wochen bis drei Batzen Porto für ſolch unnützes Geſchwätz auszugeben. — Beſinne Dich doch, lieber Wilhelm, laß Dich nicht von der heftigen Leidenſchaft bemeiſtern und beherrſche Deine Gefühle. Gewiß feſſelt ein zarter ſchüchterner Verehrer in der Ferne mehr und inniger als ein ſich zur Unzeit nahender.“ Der holde

Jugendtraum dauerte faſt zwei Jahre, bis er dann unter ernſtern Studien allmälig einſchlief.

Der Muſikunterricht an der Schule beſchränkte ſich für Wilhelm auf Geſang, Generalbaß, Clavier und Orgel; er ſpielte häufig in der Kloſterkirche. Es ſcheint, daß er auch Violin und Flöte angefangen, aber ſpäter nicht mehr fortgeſetzt habe. Die geringe Zahl Muſikſtunden an der Schule ſuchte er zu Hauſe durch fleißige Uebungen aufzubeſſern, er machte mit ſeinem Spiel in manchen Kreiſen Freude. Der Lehrer rieth ihm, „er ſolle mehr Solides ſpielen und weniger phantaſiren". Von Compoſitionsverſuchen tritt nichts zu Tage. Dagegen fieng er auf die dringenden Bitten der Mutter an, einige Privatſtunden in der Muſik zu geben, um ſich auf dieſem Wege ein kleines Sackgeld zu verdienen. Er verwendete dasſelbe gerne fürs Theater, für Opern und Schauſpiele, über deren Aufführung er ſchon frühe gute Bemerkungen in ſein Tagebuch niederlegte. So einen feinen Sinn er für die Poeſie offenbarte, ſo zeigte er doch wenig Geſchick für eigene poetiſche Geſtaltung: „Das Poetiſche gelingt mir ſchlecht. Viel Zeit verloren mit Aufſuchen eines poetiſchen Themas und doch keines gefunden; mit den poetiſchen Arbeiten geht es mir ungemein ſchwer, es geht eben nicht, man kann die Poeſie in

Gottes Namen nicht erzwingen, sie sollte von selbst kommen." Mit um so größerm Eifer suchte er sich im Denken und im geistigen Schaffen zu vertüchtigen: „Alles, was du thust, thue mit Geist und Leben, durchdringe den Gegenstand und ermatte nicht im Durchdenken und Erforschen. Erst wenn du eine Sache lebendig aufgefaßt hast und du im Stande bist, sie klar und deutlich wiederzugeben, wenn du im Stande bist, die Gründe, Ursachen und Folgen, das Warum und Wie, die Sache selbst recht lebendig im Geiste vor dich hinzustellen und selbständig wiederzugeben, dann kannst du arbeiten und studiren, dann bist du ein rechter Student: Selbstschaffen ist wahres Studium." In dem jungen Geiste giengen allmälig auch die religiösen Fragen in das Stadium der Prüfung und des Zweifels über. Es lebte ein Fonds von tiefer Pietät in ihm und er beichtete noch bisweilen: „Heute habe ich mich wieder vereinigt mit meinem Vater im Himmel; jetzt bin ich wieder würdig, sein Sohn zu heißen. O wie wohl ist mir, da ich meine Fehler herzlich bereut habe und sie verziehen sind!" Er vertiefte sich in das Studium der heiligen Schrift und freute sich kindlich, daß er nun endlich das Neue Testament im griechischen Urtexte lesen könne. Aber es kamen allmälig auch die Fragen nach dem Ursprung dieser Schriften, er hörte vom

Leben Jesu von Strauß, und Weber und Rottek beleuchteten ihm das Papstthum in einseitiger Weise. Er gestand sich, daß er noch nicht klar sehe und glaubte ahnungsvoll, die Hoffnung besserer Erkenntniß auf die Philosophie vertrösten zu müssen.

Wie drei goldene Sterne leuchteten die Segensworte, welche ihm Waldmann beim Abschied auf den Weg gegeben hatte, — Beten, Arbeiten, Ueberwinden! — in Wilhelms Seele hinein, und wo er immer straucheln wollte, suchte er sich in ihrem wärmenden Glanze aus der Ohnmacht emporzuheben. Aber es gelang ihm nicht immer und es kamen dann trübe Stimmungen der Unzufriedenheit mit sich selbst über ihn. „Wahrhaftiger Schmerz ergreift mein Gemüth, wenn ich wieder einen tiefern Blick in mich selbst werfe. Beim Beginn des Jahres hatte ich fest bei mir beschlossen, ein männlicher Jüngling zu werden, mich dem Studium zu weihen mit voller Kraft und Energie, mich ganz loszureißen von allem Sinnlichen, Gemeinen, Alltäglichen. Und wie steht es jetzt? Eine innere Stimme donnert, du bist noch der alte, gleiche Alltagsmensch. Die wahre Religiosität, das Gebet, der fromme kindliche Glaube, das Selbstvertrauen, die Munterkeit, die edle Fröhlichkeit der Jugend, die männliche Kraft — ist wie verschwunden. Das Schicksal ist dir so günstig, du findest überall

liebe Freunde, du haſt doch ſo viel Talent, daß du es bei wackerm Studium wohin bringen könnteſt, und doch iſt alles flach, ohne Tiefe, ohne Halt und Feſtigkeit. Traurigkeit überfällt mein Inneres, wenn ich dieſe fürchterliche Wahrheit mir ſelbſt geſtehen muß. Vater im Himmel! habe Erbarmen, ich fühle tiefe Reue in mir, wie ein verlorner Sohn will ich zurückkehren zu Dir. Du allein gibſt mir Kraft, gibſt mir jenen innern Troſt wieder, der mich anfeuert zum Studium, zur Beſſerung, zur Mannheit. O es iſt ſchön, wenn Einer am Abend ſich ſagen kann, heute war ich männlich. Unvergeßlich, ewig theuer ſind die Momente, in denen man ſich gehoben, emporgezogen fühlt zum Höhern, wo man gleichſam die Gottheit ſelbſt im Buſen trägt, wo tiefer innerer Friede ſich verbreitet. Ja wahrhaft wunderbar ergreifend ſind ſolche Momente, ich möchte ſie Verklärungs-, Verherrlichungs-Punkte nennen; ich habe ſie ſchon gefühlt in unnennbarer Luſt und eine ſchöne edle Wehmuth ergriff mich dann. Und dennoch kämpfe und ſtrebe ich nicht genug, ſie oft zu fühlen, ſondern ſchleudre mich voll Schwachheit und leichtſinnig wieder zurück in den tiefen Abgrund, aus dem ich mich ſo eben mit großer Mühe emporgerungen. Wilhelm, gedenke deiner lieben guten Mutter, die feſt auf dich baut. Ach, Vater im Himmel, laß mich

beten zu Dir um Kraft und Stärke, um Deinen Segen, damit ich vorwärts schreite durch Kampf und Ueberwindung zum Höhern, zum Sieg, zu Dir!"

Im Herbst 1838 war die sechste Classe und damit das Gymnasium vollendet. Wilhelm gieng in die Ferien zu seiner Mutter, die um dieselbe Zeit krank darniederlag. Das Abdominalfieber griff um sich und am 8. October gieng die gute, treue Seele in die ewige Ruhe ein. „O ihr ist wohl, sie hat jetzt den Frieden gefunden; sie konnte mit dem frohen Bewußtsein scheiden, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ach sie war eine so innig liebende, aufopfernde Mutter und wie sehr war sie stets um mein Wohl, um meine Ausbildung besorgt. Ich fühle die ganze Größe des Verlustes, von meiner theuern Mutter getrennt zu sein. Ich bin so allein, so verlassen! Möge stets ihr Geist und der meines theuern, innig geliebten Vaters mich umschweben und als gute Genien mich führen auf der Bahn des Lebens!"

Nun trat wieder die Frage der weitern Ausbildung und der Berufswahl in den Vordergrund. Das ängstliche Waisenamt suchte mit dem kleinen Capital möglichst sparsam zu verfahren und doch reichten die Zinse desselben bei weitem nicht aus

für die Studien. Wie schon früher nahmen auch jetzt wieder und so auch fürderhin die beiden mütterlichen Oheims sich des Wilhelms an und sicherten durch Unterstützungen den ungestörten Studiengang. Wilhelm gedachte sich der Philologie und Musik zu widmen, und dereinst eine Lehrerstelle an einer Bezirks- oder Kantonsschule schien ihm seine Bestimmung zu sein. Nach allseitiger Erwägung und Berathung mit den Lehrern am Gymnasium hielt man es fürs Rathsamste, über den Winter noch in St. Gallen zu bleiben, um dann im Frühling an die Universität Zürich zu gehen. Wilhelm besuchte also nochmals einzelne philologische Fächer in der sechsten Classe als Repetent und daneben nahm er Privatstunden im Französischen, Italienischen und Englischen, in der Mathematik und im Zeichnen, in der Musik (Generalbaß und Clavierspiel) und in der Einleitung zur Philosophie. Der Frühling kam und Wilhelm eilte noch einmal zu seinem geliebten Waldmann, der inzwischen auf die Pfarrei Buchholz bei Freiburg übergesiedelt war. Von dort langte er bald, mit guten Vorsätzen ausgerüstet, in Zürich an, allwo er den 26. April 1839 als philosophiae studiosus an der Universität immatrikulirt wurde.

IV. Wilhelm auf der Universität in Zürich.

Wer wollte auch nicht gerne in Zürich leben, an dem grünblauen See, dessen anmuthige Ufer ringsum einen Kranz von wohlhabenden Dörfern bilden und den im mittäglichen Hintergrund die majestätischen Hochalpen abschließen! Der Zürichberg auf der einen Seite und auf der andern der Uetliberg bieten schöne Spaziergänge und eine großartige Fernsicht auf die Firnen und Gletscher der Schweiz, während das Limmatthal nach Norden ein freundliches Gelände öffnet. Der sinnige Wilhelm, wohlig im Gefühl der akademischen Freiheit, wanderte gern in der Natur umher: „Es weckt immer die Liebe zum Vaterland, das patriotische Feuer, wenn ich auf der Spitze eines Berges eine weite Gegend überschaue, mit dem Gedanken, dieses Land ist die Schweiz, dein Vaterland: es ist so schön, wären es doch die Menschen darin auch! Und mit diesem Gefühle, das mich unnennbar beglückt und doch so wehmüthig stimmt, ist immer der Entschluß in meiner Brust verbunden, dem Vaterlande mich zu weihen, die Kunst der Musik darin zu heben und durch Vaterlandslieder und Gesang und Aufführungen auf die Mitbürger einzuwirken:

der Gedanke wäre so schön, so herrlich!“ Es lebte überhaupt eine tiefe Liebe zum Vaterlande in ihm; schon als Knabe in Ueberlingen, wenn man ihm die Schweizer verkleinern wollte, vertheidigte er sie lebhaft, und in spätern Jahren bildete jene Liebe zur Heimath einen Grundton seiner Arbeiten. In das erste Jahr seines Aufenthaltes in Zürich fiel die Revolution am 6. September, zu welcher die Berufung von Dr. Strauß als Professor der Theologie die Veranlassung geboten hatte. Die meisten Studenten und so auch Wilhelm sympathisirten mit der liberalen Richtung und stellten sich der Regierung zur Verfügung, die ihnen aber keine Waffen gab. Der blutige Vorgang machte, auch für seine religiöse und philosophische Lebensanschauung einen bleibenden und der Kirche entfremdenden Eindruck auf ihn. „Man kam ganz aus seinem Leben heraus, die Collegien hörten auf“, und an seine Schwester schrieb er: „Ich möchte bald aus lauter Religion von keiner Religion mehr etwas wissen.“ Der fröhliche Humor und die musikalische Begabung öffneten ihm die geselligen Kreise und schufen ihm viele Freunde. Das gab aber seiner Schwester wiederholt Veranlassung, ihm größere Sparsamkeit mit den Ausgaben ans Herz zu legen: der junge Wein war in Gährung! Und doch lebte in dem jungen Wilhelm auch schon

sie braucht mich nicht also darauf hinzulupfen und nachher dann das Gespött zu haben. Solche Fräuleins sind mir so verhaßt, ich finde sie so abgeschmackt, daß ich gerne wollte, der Teufel holte sie alle zusammen. Da glauben sie, die ganze Welt zum Narren zu halten und führen am Ende doch nur sich an. So sagt sie immer, wenn wir spielen, ich werde recht Langeweile haben, und wenn ich gehe, sagt sie, ich möchte ja recht bald wieder in diese Geduldsprobe kommen, während es ihr so wenig Ernst ist als mir, wenn ich sage, es sei mir s'größte Vergnügen. Während sie sich nicht die geringste Mühe gibt, ordentlich zu spielen, auf alles in dem Zimmer eher achtet als auf die Noten, wem sollte da nicht die Geduld ausgehen! Und doch muß ich hingehen; es sei nicht recht, solche Häuser zu vernachläßigen, wo man eingeführt ist, sagt Müller, und deßhalb muß ich es mir gefallen lassen. Wäre ich nur nicht so blöd, so schüchtern, so ein Dummkopf, dann wollte ich solchen Engelsgeschöpfchen schon ihre schlechten Witze erwiedern und sie ganz charmant an der Nase herumführen. Aber unser liebe Herrgott hat mir zu wenig Kühnheit gegeben; vielleicht daß die Uebung nach und nach einbringt, was die Natur zu wenig gethan hat. Ich war diesen Abend so aufgebracht, theils auch gegen mich selbst, daß ich beinahe Lust

gehabt hätte, die Künstler-Laufbahn aufzugeben, nur wegen des verfluchten Hofmachens, wenn's einem nichts drum ist. Aber jetzt bin ich wieder bei Verstand und wieder voll Feuer für die Kunst: der Mensch muß eben lernen, sich zu überwinden. Hab schon so manchen schönen Traum, so manche schöne Idee der Hyder Convenienz, dem Anstand, dem Weltton aufopfern müssen. So z. B. ging ich diese Woche in einem Filz umher: ich kam mir vor wie ein Narr unterm Hut; es rappelte aber auch manchmal darunter. Doch jetzt bin ich wieder froh und heiter, die Sonne scheint, der Frühling kommt und der alte Gott lebt noch!"

Der Musik-Unterricht von A. Müller bezog sich zunächst aufs Clavierspiel. Wilhelm war hinsichtlich des Lesens und der technischen Fertigkeit bereits ein trefflicher Pianist. Nun mußte aber seine Hand noch besser zuweggerichtet, fast anatomisch verarbeitet werden, um sie für den elastischen Anschlag, für Weichheit und volle Kraft recht gefügig zu machen. „Ich spielte die Tonleiter wohl 250 mal nach einander, so daß ich so ermüdet war, daß ich keinen Finger mehr rühren konnte." Noch mehr Aufmerksamkeit und Schule wurde auf den Vortrag, auf die geistige Auffassung der Composition und auf getreue, schöne

ausdrucksvolle Wiedergabe derselben verwendet. Die alten Meister, ganz besonders Beethoven, bildeten den Mittelpunkt. Daneben richteten sich die Uebungen auch aufs freie Phantasiren. „Wenn ich phantasire, müsse ich mich ja recht einfach bewegen, einfache Themata und ja nicht so viele Dissonanzen und Septimenaccorde; schöne Durchführung der Dreiklangsharmonien, den Baß beschäftigen, keine zu schweren Figuren wählen, nichts Lärmendes und Prahlendes, um Effect zu machen, sondern Adagios. Die Natur habe mir Talent zum Phantasiren gegeben, aber ich solle keinen Mißbrauch machen und nicht phantasiren zwischen dem Einstudiren und den Fingerübungen. In Gesellschaft soll ich leichte Stücke spielen und doch brillant gefällige, nicht so phantasiren und nichts Klassisches, wo man es nicht versteht.“ So suchte Müller überall aufs Gediegene hinzuwirken und gieng mit virtuosem Beispiel voran. „Heute Abend, schrieb Wilhelm in sein Tagebuch, phantasirte er lange auf seinem Flügel. Er hat seine besondere Kraft in Octavenpassagen, Trillern, Tremolos und Hervorhebung der Melodie; die linke Hand ist sehr geübt. Er bringt in jeder Phantasie ein Andante oder Adagio, mit einfacher, fließender, gemüthansprechender Melodie, oft italienisch, mit runden Verzierungen, Trillern, chromatischen Ton-

leitern und dann ein bedeutendes Tremolo; darauf schöner vierstimmiger Satz, einfach schön; dann einige contrapunktische Figuren, worin die linke Hand sehr glänzt, und Allegro, mit Octavenpassagen, feurigen und raschen Harmonienfortschritten, Sprüngen, Arpeggios und vollen Accorden und Tremolos auf Einen Schlag, mit Modulationen, ohne hervortretende Melodie. Oefter legt er die Melodie in den Baß, oben einfache Accorde, in Triolen oder Sechszehnteln. Oft läßt er die Melodie im Sopran und Tenor in Octaven gehen, was sich reizend macht. Sein Allegro ist feurig und kühn. Die Phantasie sprudelt, reich an Ideen, von einem Gedanken zum andern, weniger sie festhaltend und länger durchführend. Kraft und Tonfülle und Rapidität bezeichnet sein Spiel, es resonnirt, daß der Boden zu zittern scheint, und die Luft schlägt Einem ordentlich ans Ohr. Wann ich ihn phantasiren höre, so entmuthigt es mich ungeheuer, weil ich finde, wie nichts ich kann; und doch begeistert es mich wieder, es spricht mich Alles so vertraut, so bekannt an, oft errathe ich seinen Ideengang zum Voraus, seine Tonfolgen: freilich macht Einen das öftere Anhören vertrauter damit; darum soll man trachten, verschiedene Meister zu hören, weil jeder seine Eigenthümlichkeit hat und Neues bietet. So auch Wald-

mann: an ihm gieng ein musikalischer Stern verloren, ich behaupte es immer; seine Phantasie zeugt von Genie und Originalität. Ich wünschte sie einmal Beide phantasiren zu hören, es wäre ein Göttergenuß!" — Neben dem Clavier vergaß Wilhelm die Orgel nicht. Als er Mendel von Bern im Neumünster spielen gehört hatte, schrieb er: „Die Orgel ist ein herrliches Instrument. Auf ihr mich auszubilden, zieht mich fast noch mehr an als das Clavier. Ich will es auch, wenn ich einmal Fuge und Contrapunkt absolvirt habe. Die Orgel kann mich weinen machen wie ein Kind." Er nahm auch das Violin wieder zur Hand, aber ohne längere Ausdauer.

Zum Zweiten umfaßte Müllers Unterricht die Theorie der Tonkunst und die Compositionslehre. Es wurden die Schriften von Marx zur Grundlage genommen, zum Theil nur um die Kritik daran zu üben, und anderseits wurden Generalbaß, Harmonik, Fuge, Contrapunkt, Modulation und Composition mittelst Zergliederung klassischer Tonwerke zur Veranschaulichung gebracht. Müller und Wilhelm hatten übrigens viel mehr Sinn und Neigung für concrete, schöpferische Gestaltung als für abstracte Theorie. Allmälig entwickelten sich die eigenen Versuche im

Componiren: Müller war sehr streng in der Beurtheilung der jungen Producte. Das machte Wilhelm bisweilen ganz muthlos. „Ich war in der Soiree sehr langweilig für Alle, es ist mir eben nie recht wohl bei diesen Zweifeln an meiner Zukunft und jetzigen Lage. Ich kann mir nicht denken, daß Müller noch Freude an meinem Unterrichte haben kann, nichts gelingt mir recht, was ihn und mich entmuthigen muß." Müller dachte freilich anders und seine strenge Schule war in anderm Sinne eben nur sehr wohlgemeint. In jener Zeit componirte Wilhelm einen Walzer für Flöte, einen Galopp für türkische Musik, sechs Originalländler und mehrere Lieder für eine Singstimme: sie blieben Manuscript.

Die dritte Richtung von Müllers Musikschule berührte die Leitung von Gesangvereinen. Hier kann sich die Directionskraft üben und erproben; der Dirigent arbeitet sich ins Ganze und ins Detail der Compositionen hinein, er lernt die Stimmen führen und verbinden, er sieht, wie der Componist die Stimmmittel weise und schön verwendet, oder wie er sie mißkennt und mißbraucht. Es gibt keine bessere praktische Ausschulung für Liedercomposition als die Leitung eines Gesangvereins, und ein gewissenhafter Director lernt in der Einübung seiner eigenen Com-

positionen ihre Vorzüge und Fehler am sichersten erkennen. Es war ein wahres Glück für Wilhelm, daß A. Müller sowohl einen gemischten Chor — den Müllerschen Gesangverein — als den Sängerverein der Stadt Zürich als Männerchor dirigirte. Wilhelm trat als Mitglied in diese Vereine ein, sah wie sein Meister die Aufgabe behandelte, und bald war er in Verhinderungsfällen sein Stellvertreter, als welcher er sich durch Ernst und Präcision auszeichnete. Wilhelm übernahm auch die Leitung des Studenten Gesangvereins und wirkte in der Allgemeinen Musikgesellschaft unter dem Capellmeister von Blumenthal hülfreich mit, theils mit Liederbegleitung, theils mit Leitung von Gesangchören, theils mit selbständigen Concertvorträgen auf dem Pianoforte.

So flogen die drei Lehrjahre um und am 8. Juli 1842 nahm Wilhelm von Müller und Zürich Abschied. Die Vereine beschenkten ihn und toastirten auf sein Wohlergehen. Das Zeugniß von Müller lautete: „Wilhelm B. hat sich während der ganzen Zeit zu meiner vollkommensten Zufriedenheit betragen. Kräftig unterstützt von angebornem Talent, hat er durch angestrengten und unausgesetzten Fleiß die bedeutendsten Fortschritte gemacht, während er auch in sittlicher Beziehung stets einen tadellosen Charakter

gezeigt hat, der ihm viele Freunde und eine ehrenvolle Stellung in unserer Stadt erworben hat. Er hat das Clavierspiel nach alter tüchtiger Schule erlernt, verbunden aber mit den Anforderungen, welche die heutige Zeit an ihre Virtuosen macht, und er befähigte sich ebensowohl für die klassischen Werke Hummels und Beethovens als für die Bravourstücke eines Thalberg und Liszt. In der Composition studirte er die Harmonielehre in allen ihren Theilen, einfachen und doppelten Contrapunkt, Imitation und Fuge. Durch Leitung mehrerer Vereine bildete er sich zum gewandten Director und sowohl in dieser Stellung, als auch als Solospieler und Componist gab er bereits so genügende Proben, daß ich ihn nunmehr meines Unterrichts entlassen darf, überzeugt, daß er selbständig seinem Talente die gebührende Geltung wird verschaffen können."

Das schönste Zeugniß aber stellte er sich selbst aus durch sein Opus 1: „Sechs Lieder für vier Männerstimmen", das noch vor seinem Abgang erschienen war. Silcher in Tübingen schrieb darüber: „Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank für die gütige Zusendung. Dieses Opus 1 wird mir immer ein schätzbares Andenken bleiben, von dem mich sämmtliche Nummern angesprochen haben, namentlich No. 6

(„Ueber die Aehren kräuselnd geht leise"). Mancher Componist dürfte sich gratuliren, wenn sein Opus 10 so gut wäre wie Ihr Opus 1."

V. Wilhelm als Musiklehrer in St. Gallen.

Nunmehr im Begriff, irgendwo eine selbständige Stellung einzunehmen und sein Brod zu verdienen, wendete er sich ans heimathliche Waisenamt um die venia aetatis; aber das Oberwaisenamt lehnte das Gesuch ab, und so mußte Wilhelm mit der Volljährigkeit warten, bis er dieselbe gemäß der St. Gallischen Staatsverfassung mit dem angetretenen 24. Altersjahre erlangen konnte. Dagegen wurde er wegen Kurzsichtigkeit militärfrei erklärt, er trug sein Leben lang eine Brille.

Er schwankte anfänglich, ob er in Murten eine Musiklehrerstelle annehmen, oder ob er sich in Bielefeld in Preußen um eine solche ausgeschriebene Stelle bewerben, oder ob er St. Gallen zum Aufenthaltsort wählen wolle. Aus Anhänglichkeit an die Heimath und auch aus Berechnung entschied er sich für das letztere, und so kündigte er sich den 5. Novbr. 1842 in St. Gallen „den Freunden der Musik als Lehrer im Clavier, in der Theorie der Musik und im Gesange" an. Es wirkten in St. Gallen noch mehrere tüchtige Musiklehrer, die nicht gerade immer in bester

Harmonie zu einander standen, und so lag die Befürchtung nahe, daß auch Wilhelm in die Verstimmungen verflochten werden könnte, welche sich in solchen Städten nicht selten in kleinlicher Weise aus der Concurrenz zu entwickeln pflegen. Aber die persönliche Liebenswürdigkeit, mit welcher er die Leute so einzunehmen wußte, daß man ihm gleich Freund werden mußte, sowie ein kluger Takt bewahrten ihn vor der Gefahr, und er gewann bald eine geachtete und angenehme Stellung unter den Collegen. Mit den Stunden ging es indeß nicht so rasch, wie die junge Ungeduld geträumt hatte, und er klagte schon nach wenigen Wochen in Briefen an seinen Lehrer in Zürich, „es fehle den Industriegeistern aller Sinn für Wissenschaft und Kunst"; er dachte schon an München. Allmälig aber steigerte sich die Theilnahme, er bekam vollauf genug Clavierstunden, so daß er sich ordentlich durchbringen konnte und wieder rosiger Laune wurde.

Die allgemeinere Anerkennung sicherte er sich durch Concerte in Rorschach, Herisau und St. Gallen, wo er auch für Riedel bisweilen den „Frohsinn" dirigirte. Ein Mittelpunkt musikalischen Lebens bildete sich in dem nahen Teufen, unter dem kunstsinnigen Schutze von Dr. Roth. Dort fanden sich die

Virtuoſen wiederholt zuſammen in herrlichen Stunden, und Kücken leitete den Geſangverein, der ſich zu größern Aufführungen aus Paulus u. ſ. w. befähigte. Dabei gab es mitunter viel Humor, ſo einmal als Kücken an den Füßen frierend ſich am Ofen wärmte, dann, die Stiefel wechſelnd, die Hoſen herunterzog und in den Unterhoſen daſitzend fortwährend mit der rechten Hand die Probe ſeines Quartettes „der blaue Montag" dirigirte.

Auch der Liederquell im eigenen Herzen wurde wieder wach; Wilhelm ließ „Sechs 4ſtimmige Lieder für Sopran und Alt" als Opus 2 erſcheinen und componirte, theils vollendet, theils nur erſt im Entwurf, noch viele andere Lieder, die erſt in ſpätern Jahren ans Tageslicht kamen. In dem Gedichte von Novalis „Ich ſehe Dich in tauſend Bildern, Maria" concentrirte ſich ſeine damalige Seelenſtimmung; wo er immer in der freien Natur herumzog, die er ſo innig liebte, über den Gäbris, auf dem Roſen- und Rorſchacherberg, durch Wald und Flur und unterm Sternenſchimmer, überall erklang derſelbe Ton in ihm. Seine Marie aber lebte in der Ferne, eine Frau, die er mit ſchwärmeriſcher Verehrung liebte, und ſie hinwiederum ſuchte den jüngern Wilhelm für die Künſtlerlaufbahn anzu-

treiben und ihn in der idealen Auffassung der Lebensaufgabe zu bestärken. Dieses reine, romantische Herzensverhältniß, das sich von 1840 bis 1847 verfolgen läßt und das auf Wilhelms Studiengang sehr mitbestimmend eingewirkt hat, bildete damals den Grundton seiner Stimmungen und gestaltete sich mannigfaltig zum Liede heraus. Späterhin versank Marie in schweres Unglück und in geistige Nacht.

Wilhelm trat zu Kücken in nähere Beziehung, er legte ihm seine jungen Compositionen, die in St. Gallerblättern und im Stuttgarter Morgenblatt bereits aufmunternde Anerkennung gefunden hatten, zur Beurtheilung vor. „Kücken war sehr freundschaftlich und hatte die Güte, mit mir meine Männerquartette zu durchgehen. Er corrigirte Manches, gut und mit Recht; tadelte bei mehrern Verstöße gegen das Deklamatorische, bei andern Fehler in der Melodie, die oft zu monoton sei, öfters zu hoch, und sagte, daß überhaupt die Melodie die Hauptsache wäre, und daß man auf sie nicht genug Rücksicht nehmen könne. Er war sehr genau und corrigirte mit Einsicht und Liebe. Er rieth mir, Mehreres umzuarbeiten und gab selbst die Ideen, indem er dazu sang und die Harmonien auf dem Piano suchte, was mir auffiel, denn er griff oft ganz

falsche Accorde zu den Tönen, die er sang, und mehrere Male zeigte ich ihm gleich die Harmonie, die paßte. Viele seiner Gründe sind richtig, wobei ich mich nur verwundere, daß mich A. Müller, als ich ihm die Lieder zeigte, nicht darauf aufmerksam gemacht hat. Ich sehe daraus, wie viel mir noch beim Componiren an ästhetischem Gefühl abgeht und wie ich noch nicht selbständig darin bin, daher ich so sehnlich wünsche, unter einem tüchtigen Lehrer und Componisten meine Studien, selbstschaffend und componirend, also praktisch zu vollenden." — Müller hinwiederum schrieb ihm: „Daß Dir Kücken verdankenswerthe Winke gibt, glaube ich gerne, denn auch mir gab er solche, wie er sie auch von mir annahm und benutzte, und das ist eben das wahre künstlerische Zusammenwirken. Er hat sehr viel Routine und Geschmack, der durch so viel Hören auf einen hohen Punkt ausgebildet wurde. Dagegen weiß er vom Contrapunkt gar nichts und ist auch in der Harmonie viel zu frei, wenn's nur klingt." — Wilhelm vertiefte sich mehr und mehr in das Studium der Compositionen von Mozart und Beethoven, suchte auf dem Pianoforte noch mehr selbständige Meisterschaft zu gewinnen, übte sich selbst auch fleißig im Gesang und nahm bei Professor Greith Violinstunden.

HARVARD UNIVERSITY
EDA KUHN LOEB MUSIC LIBRARY
CAMBRIDGE 38 MASS

Daneben beschäftigte er sich mit der deutschen Literatur, in welcher er wie eine Biene die süßesten Blumen aufzufinden wußte, und mit religionsphilosophischen Fragen. Sein Glaubensbekenntniß faßte sich allmälig in dem Satze zusammen: „Die Religion ist die Liebe, zur Verwirklichung des Wahren, Guten und Schönen", und mit dieser ethischen Auffassung setzte er sich über die confessionellen Formen hinweg. Sein liebster Studienfreund war ein protestantischer Theologe, der ihm, nach bestandenem Examen, aus Zürich nach St. Gallen schrieb: „Es scheint zwar, man habe auf dem Standpunkt, auf dem ich jetzt stehe, viel errungen und dürfe nun leichter ins Leben hinausblicken, und doch geht ja meine Lebensaufgabe erst jetzt an, und der Himmel allein weiß, wie schwer oder wie leicht ihre Erfüllung mich ankommen wird. Indessen ist es immer ein Glück und eine theure Errungenschaft, zu einem schönen Berufe sich bereitet zu haben und einen bestimmten Wirkungskreis zu betreten; darum ist es mir jetzt wohler zu Muthe als vorher, obgleich die schönen, harmlosen Studienjahre geschwunden sind und ich nun bald vor Gott und der Welt mehr werde zu verantworten haben als blos meine eigene Seele. Uebrigens will V. D. M. sagen verbi divini minister und nicht magister, denn das göttliche

Wort läßt ſich nur dienen, aber nicht meiſtern. Darum heißt auch Dein geiſtliches Oberhaupt, der Schlüſſelverwalter in Rom, nicht magister, ſondern servus servorum Domini.“

Mit A. Müller in Zürich blieb er fortwährend in freundſchaftlichem Verkehr; derſelbe beſuchte ihn öfters in St. Gallen, gab ihm manchen väterlichen Rath und lud ihn wiederholt zu ſich ein nach Zürich. „So wenig Du es durch Deinen letzten Brief verdient haſt, daß ich Dich noch einmal einlade, ſo thue ich es doch hiemit und erwarte Dich alſo beſtimmt am Sonntag Morgen, der Hausſchlüſſel ſoll am gewöhnlichen Orte liegen. Die Schröder gibt den Fidelio und Thalberg ſein Concert. Wenn Du aber noch einmal ſo viel Complimente machſt und zehnmal anfragſt, ob Du auch nicht ungelegen kommeſt, ſo will ich nichts von Dir wiſſen: Du ſollſt mein Haus als das Deinige betrachten und wirſt künftig einfach ſchreiben, daß Du kommſt und damit Punktum.“ Wilhelm beſuchte während des St. Galler Aufenthaltes ſein geliebtes Zürich ſechsmal und hörte dort unter anderm die Schöpfung, den Tod Jeſu und Fidelio. Bei dieſen Beſuchen kam der Gedanke, ſich in größern Städten Deutſchlands noch weiter für Muſik auszubilden, zur Berathung und, da ihm

sein Bruder Joseph einige Unterstützung zusicherte, auch zur Ausführung. Er dachte zuerst an das Conservatorium in Leipzig, nachher aber entschied er sich für Berlin.

Am 7. October 1844 gab er in St. Gallen, unter der Mitwirkung von A. Müller und Professor Greith sein Abschiedsconcert. Die Musikfreunde hatten mit folgendem Inserate dazu eingeladen: „Das Programm bringt auch mehrere Nummern von den beliebten, eigenthümlichen Compositionen des Künstlers. Herr B. quittirt eine geachtete Stellung, die er sich in kurzer Zeit in St. Gallen als Lehrer des Clavierspiels geschaffen hat, um die größere Musik in Deutschland zu studiren. Er hinterläßt zahlreiche anhängliche Schüler und ist vermöge seiner besondern Dienstgefälligkeit auch sonst für den musikalischen Sinn und Geschmack bei uns wirksam gewesen." Das Concert trug ihm netto 100 Gulden ein; der Koffer wurde geschnürt, der Gemeindrath von St. Gallen fertigte nach damaliger Stylart die Urkunde aus, daß „derselbe an keinen politischen Gesellschaften und Vereinen Antheil genommen und sich überhaupt stets lobenswerth betragen habe", und am 19. October trug ihn der Postwagen von dannen.

VI. Wilhelm in Berlin.

Die Reise führte natürlich über Zürich, wo Wilhelm noch ein Concert im Casino gab, um sich das Reisegeld etwas zu verbessern. Von da nach Heklingen: „Ich überraschte Waldmann ganz ausgezeichnet; er kannte mich kaum in meinem Narrenhute, wie er sagte. Er spielte mir viele Lieder aus seiner Gesangschule, die sich in Erfindung und lebhaftem Rythmus auszeichnen. Er ist immer noch der liebe, heitere Mann wie früher, die Herzensgüte selbst, daß es einem recht wohl bei ihm ist. Meine Compositionen machten ihm viel Freude und ich fand bei ihm viel Aufmunterung. Er lebt ganz nur seiner Gemeinde; das Verhältniß zwischen ihm und den Pfarrkindern ist rührend; innig und hingebend widmet er sich ganz ihrem Seelenheil." Dann gieng's den Rhein hinunter, von Mainz zu Schiff an den Burgen, Felsen und Rebgeländen vorbei und in Cöln zog ihn der Dom mit den schlanken Säulen, den hohen Gewölben himmelan. „Doch wie klein ist das Alles gegen mein schönes Vaterland mit den hohen Firnen, mit den Gletschern und Thälern und Seen. Ich konnte eine leise Sehnsucht, die mich

wieder zurückzog, nicht ganz verdrängen. Ich sah den alten Dom, erhabener Anblick, wie da Alles himmelan strebt, als ob die Seele mitfliegen sollte und doch, Maria! unsere Zeit ist eine andere. Wer den Geist des Mittelalters recht erkennen will, der schaue den Cölner Dom. Aber in unserer Zeit ein mit Blau, Roth und Gold restaurirtes Mittelalter — ist beinahe lächerlich. Die Freiheit aller Völker sei unsere Religion und jede Brust sei ein Altar, wo ihr geopfert wird. Nicht auf ein jenseitiges, nein auf dieses Leben, auf Hebung und vernunftgemäße Entwicklung des Menschengeschlechts sei unser Streben und Wirken gerichtet: der Himmel wird sich dann schon finden."

Am 11. November traf er in Berlin ein, wo er nun seine letzte musikalische Ausbildung finden sollte. „Ich war so glücklich, Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy nach fünf vergeblichen Versuchen endlich zu treffen. Er ist ein Mann von hoher Liebenswürdigkeit, freundlich heiter, er spricht gut und geistreich. Ich brachte ihm erst ziemlich schüchtern mein Anliegen vor, was mich hieher führe, daß besonders sein Name mich angezogen habe und daß ich nun zu großem Bedauern vernehme, daß er im Begriffe sei abzureisen, und bat ihn um seinen Rath für meine

Studien. Er rieth mir von Marx und der Academie ab, Capellmeister Taubert wäre der Einzige, den er mir vollkommen empfehlen könnte, als Lehrer für Piano wie für Compositionen gleich tüchtig. Er werde zwar Schwierigkeiten machen, weil er sehr viel zu thun habe, aber er versprach mir, sich selbst für mich bei ihm zu verwenden. Mein Muth wuchs und ich wagte ihm meine Verehrung für ihn und seine Meisterwerke auszusprechen, wie sie für mich eine reiche Quelle der Belehrung und der Studien gewesen seien. Er fragte, was ich spiele und ob ich nichts auswendig könnte. Da spielte ich ihm auf einem schönen Pianino mein Andantino; er sprach sich sehr anerkennend darüber aus und sagte, er wisse wirklich nicht, was ich betreffend das Clavierspiel noch zu lernen hoffe. — In einer Familien-Soiree spielte er dann zwei Sonaten Beethovens und mehrere Lieder ohne Worte. Wie mich das Spiel begeisterte, davon haben Sie keine Vorstellung; jeder Ton, perlend unter seinem kräftigen und doch zarten Anschlag, drang tief in die Brust ein und weckte die reizendsten Bilder. — Bald nachher verließ er Berlin, nachdem ich noch eine Symphonie-Soiree und sein Oratorium Paulus unter seiner Direction in meisterhafter Vollendung gehört hatte." Die Stunden bei Taubert kamen zu Stande, à 2 Thlr., und Wilhelm fand in

ihm ſowohl einen ausgezeichneten Lehrer im Piano als auch einen gründlichen und ſtrengen Beurtheiler ſeiner bisherigen Compoſitionsverſuche; auf ſeinen Rath arbeitete er Mehreres um. Dieſe Bekanntſchaften, ſowie Empfehlungen von Zürich aus verſchafften ihm Eingang in höhern Kunſtkreiſen. Frau Dr. Birch-Pfeiffer ſchrieb ihm ein Billet: „Darf ich Sie beim Wort nehmen und Sie bitten, zu mir zu kommen, um der beſten Norma zu accompagniren, die Sie je gehört haben? Es wäre recht liebenswürdig von Ihnen.“ Wilhelm kam und die Sängerin der Norma, die er zu accompagniren hatte und von der er nachher ſchrieb: „Sie hat die ſchönſte Stimme, die ich je gehört, unvergleichbar, vollkommene Ausbildung aller Töne, langer Athem, unglaubliche Reinheit, wunderlieblich und entzückend“ — war Jenny Lind; es war die Vorübung auf die Aufführung im Opernhauſe, wo ſie ihre Triumphe feierte. Er hörte ſie auch wiederholt in Soireen ſchwediſche Nationallieder ſingen, ſo einmal bei Alex. Mendelſohn: „Da hatte ich das Vergnügen und den Muth, J. Lind zur Tafel zu geleiten, eine liebe Erinnerung! Die Tafel war brillant, feine Speiſen, verſchiedene Arten Eis, Backwerk in Fülle und feine Weine: Muscat, Burgunder, Rheinwein und Champagner. Es war ſehr fein, alles luxurios, geſchmackvoll

decorirt, Bediente in Livree und weißen Handschuhen: bei uns hat man keine Idee davon, mir war alles ganz neu, doch gieng es ganz ordentlich, doch fühlt man sich etwas unbehaglich, besonders ein Schweizer, es ist eine zu fremdartige Sphäre."

Was er nur immer an Opern hören konnte, an Symphonie-Soireen, an geistlichen Concerten in der Singacademie, an Oratorien, nebst Antigone, an Quartett- und Trio-Soireen, an Kirchenmusik um Weihnachten im Dom, an Aufführungen in Kroll's Garten, — alles suchte er aufs fleißigste zu benutzen. Daneben studirte er die Kunstsammlungen mit großer Aufmerksamkeit und schärfte durch Notizen sein Auge und Urtheil. „Ich bin hier, schrieb er an seine Schwester, sehr glücklich. Mitten im geräuschvollen Berlin lebe ich mit, genieße, schwelge in hohen Kunstgenüssen, steige in die glänzenden Concertsääle, in die Opern- und Schauspielhäuser, dann in die Vergnügensorte, wo Musik zur Heiterkeit stimmt, wo man das Berliner Leben etwas kennen lernen kann, besuche von Zeit zu Zeit die Gemäldegalerie, die Antiken- und Kunstsammlungen, und ziehe mich dann wieder auf mein Zimmer zurück, präge die verschiedenen Eindrücke meinem Gedächtniß ein und bringe sie durch ruhige Betrachtung und Nachdenken

zu klarerm Bewußtſein. Gleich der Schnecke, welche ihr Häuschen verläßt, mühſam auf Höhenpunkte kriecht, um ſich des lieben Sonnenlichts zu freuen, ſo verlaſſe ich mein ſtilles Gemach, ſtürze mich in das Getümmel, ſehe, beobachte, höre mit offenem Sinn, und Abends ſpät kehre ich heim und ſchließe mich ein in meiner Gedankenwelt. Oft auch fliegt in dieſen einſamen Nachtſtunden der Gedanke in die Ferne zu lieben, theuren Freunden: die Hand greift unwillkührlich in die Saiten und es ertönen ſüße Klänge, gewiegt in ſanften Träumen, und dann taucht eine alte liebe vaterländiſche Weiſe auf, erſt zart und leiſe, ſüßverlockend, und durch die Seele ziehen liebliche Bilder, ferne Gegenden, die Sehnſucht wird lebendiger und die Töne immer voller, begeiſterter, und endlich bricht es los in ſchweren Accorden und breiten Harmonien und lautauf jauchzt es, der ferne Sohn ſingt ſeinem Vaterland — und in der Fremde iſt ihm als wäre er in ſeiner Heimath, mitten in deſſen Leben und Weben — doch die Töne verklingen und nur in der Bruſt tönt es noch lange nach, bis die Seele zuletzt einſchläft, von lieblichen Bildern umſpielt."

Mitten in der reichen Fülle von Beobachtungen, Genüſſen und Studien mußte die eigene Compoſition

für den Augenblick zurücktreten; wo die Reception faſt im Uebermaß angeſtrengt wird, muß die Produktion naturnothwendig ſchweigen. Wilhelm täuſchte ſich ſelbſt über die Urſache und befürchtete bald, der Liederquell ſei vertrocknet. „Ich habe Urſache, mit mir recht unzufrieden zu ſein, das Schaffen will nicht recht gehen; es iſt als ob meine Phantaſie ganz eingefroren ſei in dieſem kalten, öden Berlin; es fließen keine Melodien und habe ich eine gefunden, ſo ſtockt ſie in der Bearbeitung, in der Ausführung. Ich bin darüber ſo troſtlos, oft ſo traurig und trübe geſtimmt, und dann erfaßt mich ein unendliches Heimweh — und doch ſcheue ich mich vor der Rückkehr: meine Freunde haben Erwartungen von mir und glauben, was da herauskomme, und am Ende war Alles Täuſchung: Gott ich kann es nicht ertragen!"

Dieſe Stimmung verwandelte ſich aber ſogleich wieder in den köſtlichſten Humor, wenn er ſich im Kreiſe ſeiner Freunde Dr. A. Roth, Flugi, Heer und andern Schweizern, die damals in Berlin ſtudirten, gemüthlich ausſprechen konnte. Die jungen Geiſter nahmen lebhaften Antheil an den politiſchen Vorgängen in der Heimath. Die Freiſchaaren waren im December 1844 in Folge der Jeſuitenberufung in Luzern eingefallen, aber von den Regierungs-

truppen zurückgeschlagen worden; es organisirten sich neue größere Freischaarenzüge und es gieng die höchste Aufregung durch die Schweiz, die dann später den Sonderbundskrieg und die Gestaltung der neuen Bundesverfassung zur Folge hatte. Auch in Wilhelm pulsirte die patriotische Theilnahme und zog seine Gedanken der Heimath zu. „Wir leben, schrieb er am Neujahrstage 1845, in einer bedeutungsvollen Zeit: das Bedürfniß des Fortschrittes, der freiern Entwicklung des menschlichen Geistes äußert sich allgemein: Emancipation von Vorurtheilen im religiösen, politischen und socialen Gebiete ist die Lebensfrage der Menschheit; Wahrheit, Freiheit und Recht das Ziel ihrer Bestrebungen. Ein ernster Kampf für diese Ideen ist nicht auszuweichen; der Ultramontanismus bietet seine äußersten Kräfte auf, die Herrschaft zu erringen über allgewaltig fortschreitende Bildung. Es thut Noth, daß jeder Einzelne sich in die Reihe stelle und mit Muth und Ausdauer auftrete und wirke für die gute Sache. In meinem Innern wird es immer klarer und bewußter, was ich soll, ich schaue mit sicherem Blicke auf mein Ziel und meine Bestimmung: Ich werde zurückkehren in mein theures Vaterland, mir dort eine Stellung zu erringen trachten und in dieser für die Idee der Freiheit, dem Inbegriff alles Schönen und Wahren,

wirken und kämpfen. Denn auch die Kunst nimmt regen Antheil an diesen Fragen, auch sie soll jene Ideen verherrlichen, und nur der ist ein wahrer Künstler, der auf der Höhe der Zeit steht."

Die Freunde in Zürich wurden freilich besorgt, als sie vernahmen, daß Wilhelm Berlin alsbald wieder zu verlassen gedenke. Sie legten es ihm ans Herz, was er seiner Bestimmung schuldig sei und wie die Kunst eine weitere kosmopolitische Heimath habe. Fast bitter schrieb ihm A. Müller: „Nur der Adler ist dazu geboren, zur Sonne emporzusteigen, der geringere Vogel liebt den niedrigern Flug; es schmerzt mich nur, daß der geborne Adler seine Natur verläugnen und zur Krähe werden will. Doch, fügte er bei, wenn Du denn wirklich heimkommen willst, so sollst Du den alten Freund an mir finden und ich werde fortwährend für Dich thun, was ich kann."

Es war alle Einwirkung umsonst, Wilhelm blieb auf seinem Entschlusse. Es mögen verschiedene Motive mitgewirkt haben: finanzielle Verlegenheit, er lebte aus entlehnten Geldern, die ihm auch weiterhin gerne vorgeschossen worden wären; aber es drückte ihn, Schulden zu haben, und er wollte durchaus aus dieser Lage heraus; — sodann ließen ihn die politischen

Kämpfe daheim nicht ruhig in der Fremde bleiben; — endlich sagte er, mit einem gewissen Gefühle der Sättigung, zu sich selbst, daß nun die Zeit des innern Schaffens, der Sammlung gekommen sei und daß es für productive Gestaltung besser sei, er kehre aus dem geräuschvollen Leben in die gemüthliche, heimische Werkstätte zurück. „Ich rede nicht gerne darüber, erwiederte er seiner Schwester, es genüge Dir, daß schöne Hoffnungen in meiner Brust leben, die mich begeistern und heben, und mit frohem Bewußtsein gehe ich meiner Zukunft entgegen. Zudem bin ich dann von euch Lieben Allen nicht so ferne, Eure Theilnahme wird mich begleiten in meinen Bestrebungen. Ihr traget durch herzliche Liebe mit mir verbunden Leid und Freud und dieß Gefühl hat so viel Tröstliches und Beglückendes, daß ich es durch weite Ferne nicht missen möchte: denn lieben und geliebt zu werden ist am Ende doch des Lebens höchstes Glück!“ In diesen Worten klingt wohl noch ein anderes Motiv hindurch, das Wilhelm als ein stilles Geheimniß bei sich getragen hat.

Am 26. Februar 1845 nahm er von Berlin Abschied. Er verweilte noch einige Zeit in Leipzig, wo er die Gewandhausconcerte besuchte und den Director Netzer näher kennen lernte. Dann in Dresden mit

der herrlichen Gemäldegalerie und der ausgezeichneten Oper, nebst Concerten unter R. Wagners Direction, der ihm zum Abschied die Partitur seines Fliegenden Holländers gab. Endlich in München, wo er unter Lachners Direction mehrere Opern und Odeonsconcerte, sowie die Liedertafel unter Director Kunz besuchte und daneben an den Kunstwerken der Pinakothek und Glyptothek, in Kaulbachs Atelier und an den Kirchenbauten sein Herz erfreute. — Nachdem er noch Rorschach und St. Gallen begrüßt hatte, langte er den 26. April wieder in dem vielgeliebten Zürich an und schlug daselbst sein Domicil für immer auf.

Wilhelms Meisterjahre.

sein Bruder Joseph einige Unterstützung zusicherte, auch zur Ausführung. Er dachte zuerst an das Conservatorium in Leipzig, nachher aber entschied er sich für Berlin.

Am 7. October 1844 gab er in St. Gallen, unter der Mitwirkung von A. Müller und Professor Greith sein Abschiedsconcert. Die Musikfreunde hatten mit folgendem Inserate dazu eingeladen: „Das Programm bringt auch mehrere Nummern von den beliebten, eigenthümlichen Compositionen des Künstlers. Herr B. quittirt eine geachtete Stellung, die er sich in kurzer Zeit in St. Gallen als Lehrer des Clavierspiels geschaffen hat, um die größere Musik in Deutschland zu studiren. Er hinterläßt zahlreiche anhängliche Schüler und ist vermöge seiner besondern Dienstgefälligkeit auch sonst für den musikalischen Sinn und Geschmack bei uns wirksam gewesen." Das Concert trug ihm netto 100 Gulden ein; der Koffer wurde geschnürt, der Gemeindrath von St. Gallen fertigte nach damaliger Stylart die Urkunde aus, daß „derselbe an keinen politischen Gesellschaften und Vereinen Antheil genommen und sich überhaupt stets lobenswerth betragen habe", und am 19. October trug ihn der Postwagen von dannen.

VI. Wilhelm in Berlin.

Die Reiſe führte natürlich über Zürich, wo Wilhelm noch ein Concert im Caſino gab, um ſich das Reiſegeld etwas zu verbeſſern. Von da nach Heklingen: „Ich überraſchte Waldmann ganz ausgezeichnet; er kannte mich kaum in meinem Narrenhute, wie er ſagte. Er ſpielte mir viele Lieder aus ſeiner Geſangſchule, die ſich in Erfindung und lebhaftem Rythmus auszeichnen. Er iſt immer noch der liebe, heitere Mann wie früher, die Herzensgüte ſelbſt, daß es einem recht wohl bei ihm iſt. Meine Compoſitionen machten ihm viel Freude und ich fand bei ihm viel Aufmunterung. Er lebt ganz nur ſeiner Gemeinde; das Verhältniß zwiſchen ihm und den Pfarrkindern iſt rührend; innig und hingebend widmet er ſich ganz ihrem Seelenheil.“ Dann gieng's den Rhein hinunter, von Mainz zu Schiff an den Burgen, Felſen und Rebgeländen vorbei und in Cöln zog ihn der Dom mit den ſchlanken Säulen, den hohen Gewölben himmelan. „Doch wie klein iſt das Alles gegen mein ſchönes Vaterland mit den hohen Firnen, mit den Gletſchern und Thälern und Seen. Ich konnte eine leiſe Sehnſucht, die mich

wieder zurückzog, nicht ganz verdrängen. Ich sah den alten Dom, erhabener Anblick, wie da Alles himmelan strebt, als ob die Seele mitfliegen sollte und doch, Maria! unsere Zeit ist eine andere. Wer den Geist des Mittelalters recht erkennen will, der schaue den Cölner Dom. Aber in unserer Zeit ein mit Blau, Roth und Gold restaurirtes Mittelalter — ist beinahe lächerlich. Die Freiheit aller Völker sei unsere Religion und jede Brust sei ein Altar, wo ihr geopfert wird. Nicht auf ein jenseitiges, nein auf dieses Leben, auf Hebung und vernunftgemäße Entwicklung des Menschengeschlechts sei unser Streben und Wirken gerichtet: der Himmel wird sich dann schon finden."

Am 11. November traf er in Berlin ein, wo er nun seine letzte musikalische Ausbildung finden sollte. „Ich war so glücklich, Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy nach fünf vergeblichen Versuchen endlich zu treffen. Er ist ein Mann von hoher Liebenswürdigkeit, freundlich heiter, er spricht gut und geistreich. Ich brachte ihm erst ziemlich schüchtern mein Anliegen vor, was mich hieher führe, daß besonders sein Name mich angezogen habe und daß ich nun zu großem Bedauern vernehme, daß er im Begriffe sei abzureisen, und bat ihn um seinen Rath für meine

Studien. Er rieth mir von Marx und der Academie ab, Capellmeister Taubert wäre der Einzige, den er mir vollkommen empfehlen könnte, als Lehrer für Piano wie für Compositionen gleich tüchtig. Er werde zwar Schwierigkeiten machen, weil er sehr viel zu thun habe, aber er versprach mir, sich selbst für mich bei ihm zu verwenden. Mein Muth wuchs und ich wagte ihm meine Verehrung für ihn und seine Meisterwerke auszusprechen, wie sie für mich eine reiche Quelle der Belehrung und der Studien gewesen seien. Er fragte, was ich spiele und ob ich nichts auswendig könnte. Da spielte ich ihm auf einem schönen Pianino mein Andantino; er sprach sich sehr anerkennend darüber aus und sagte, er wisse wirklich nicht, was ich betreffend das Clavierspiel noch zu lernen hoffe. — In einer Familien-Soiree spielte er dann zwei Sonaten Beethovens und mehrere Lieder ohne Worte. Wie mich das Spiel begeisterte, davon haben Sie keine Vorstellung; jeder Ton, perlend unter seinem kräftigen und doch zarten Anschlag, drang tief in die Brust ein und weckte die reizendsten Bilder. — Bald nachher verließ er Berlin, nachdem ich noch eine Symphonie-Soiree und sein Oratorium Paulus unter seiner Direction in meisterhafter Vollendung gehört hatte." Die Stunden bei Taubert kamen zu Stande, à 2 Thlr., und Wilhelm fand in

ihm sowohl einen ausgezeichneten Lehrer im Piano als auch einen gründlichen und strengen Beurtheiler seiner bisherigen Compositionsversuche; auf seinen Rath arbeitete er Mehreres um. Diese Bekanntschaften, sowie Empfehlungen von Zürich aus verschafften ihm Eingang in höhern Kunstkreisen. Frau Dr. Birch-Pfeiffer schrieb ihm ein Billet: „Darf ich Sie beim Wort nehmen und Sie bitten, zu mir zu kommen, um der besten Norma zu accompagniren, die Sie je gehört haben? Es wäre recht liebenswürdig von Ihnen.“ Wilhelm kam und die Sängerin der Norma, die er zu accompagniren hatte und von der er nachher schrieb: „Sie hat die schönste Stimme, die ich je gehört, unvergleichbar, vollkommene Ausbildung aller Töne, langer Athem, unglaubliche Reinheit, wunderlieblich und entzückend“ — war Jenny Lind; es war die Vorübung auf die Aufführung im Opernhause, wo sie ihre Triumphe feierte. Er hörte sie auch wiederholt in Soireen schwedische Nationallieder singen, so einmal bei Alex. Mendelsohn: „Da hatte ich das Vergnügen und den Muth, J. Lind zur Tafel zu geleiten, eine liebe Erinnerung! Die Tafel war brillant, feine Speisen, verschiedene Arten Eis, Backwerk in Fülle und feine Weine: Muscat, Burgunder, Rheinwein und Champagner. Es war sehr fein, alles luxurios, geschmackvoll

decorirt, Bediente in Livree und weißen Handschuhen: bei uns hat man keine Idee davon, mir war alles ganz neu, doch gieng es ganz ordentlich, doch fühlt man sich etwas unbehaglich, besonders ein Schweizer, es ist eine zu fremdartige Sphäre."

Was er nur immer an Opern hören konnte, an Symphonie-Soireen, an geistlichen Concerten in der Singacademie, an Oratorien, nebst Antigone, an Quartett- und Trio-Soireen, an Kirchenmusik um Weihnachten im Dom, an Aufführungen in Kroll's Garten, — alles suchte er aufs fleißigste zu benutzen. Daneben studirte er die Kunstsammlungen mit großer Aufmerksamkeit und schärfte durch Notizen sein Auge und Urtheil. „Ich bin hier, schrieb er an seine Schwester, sehr glücklich. Mitten im geräuschvollen Berlin lebe ich mit, genieße, schwelge in hohen Kunstgenüssen, steige in die glänzenden Concertsääle, in die Opern- und Schauspielhäuser, dann in die Vergnügensorte, wo Musik zur Heiterkeit stimmt, wo man das Berliner Leben etwas kennen lernen kann, besuche von Zeit zu Zeit die Gemäldegalerie, die Antiken- und Kunstsammlungen, und ziehe mich dann wieder auf mein Zimmer zurück, präge die verschiedenen Eindrücke meinem Gedächtniß ein und bringe sie durch ruhige Betrachtung und Nachdenken

zu klarerm Bewußtſein. Gleich der Schnecke, welche ihr Häuschen verläßt, mühſam auf Höhenpunkte kriecht, um ſich des lieben Sonnenlichts zu freuen, ſo verlaſſe ich mein ſtilles Gemach, ſtürze mich in das Getümmel, ſehe, beobachte, höre mit offenem Sinn, und Abends ſpät kehre ich heim und ſchließe mich ein in meiner Gedankenwelt. Oft auch fliegt in dieſen einſamen Nachtſtunden der Gedanke in die Ferne zu lieben, theuren Freunden: die Hand greift unwillkührlich in die Saiten und es ertönen ſüße Klänge, gewiegt in ſanften Träumen, und dann taucht eine alte liebe vaterländiſche Weiſe auf, erſt zart und leiſe, ſüßverlockend, und durch die Seele ziehen liebliche Bilder, ferne Gegenden, die Sehnſucht wird lebendiger und die Töne immer voller, begeiſterter, und endlich bricht es los in ſchweren Accorden und breiten Harmonien und lautauf jauchzt es, der ferne Sohn ſingt ſeinem Vaterland — und in der Fremde iſt ihm als wäre er in ſeiner Heimath, mitten in deſſen Leben und Weben — doch die Töne verklingen und nur in der Bruſt tönt es noch lange nach, bis die Seele zuletzt einſchläft, von lieblichen Bildern umſpielt."

Mitten in der reichen Fülle von Beobachtungen, Genüſſen und Studien mußte die eigene Compoſition

für den Augenblick zurücktreten; wo die Reception faſt im Uebermaß angeſtrengt wird, muß die Produktion naturnothwendig ſchweigen. Wilhelm täuſchte ſich ſelbſt über die Urſache und befürchtete bald, der Liederquell ſei vertrocknet. „Ich habe Urſache, mit mir recht unzufrieden zu ſein, das Schaffen will nicht recht gehen; es iſt als ob meine Phantaſie ganz eingefroren ſei in dieſem kalten, öden Berlin; es fließen keine Melodien und habe ich eine gefunden, ſo ſtockt ſie in der Bearbeitung, in der Ausführung. Ich bin darüber ſo troſtlos, oft ſo traurig und trübe geſtimmt, und dann erfaßt mich ein unendliches Heimweh — und doch ſcheue ich mich vor der Rückkehr: meine Freunde haben Erwartungen von mir und glauben, was da herauskomme, und am Ende war Alles Täuſchung: Gott ich kann es nicht ertragen!“

Dieſe Stimmung verwandelte ſich aber ſogleich wieder in den köſtlichſten Humor, wenn er ſich im Kreiſe ſeiner Freunde Dr. A. Roth, Flugi, Heer und andern Schweizern, die damals in Berlin ſtudirten, gemüthlich ausſprechen konnte. Die jungen Geiſter nahmen lebhaften Antheil an den politiſchen Vorgängen in der Heimath. Die Freiſchaaren waren im December 1844 in Folge der Jeſuitenberufung in Luzern eingefallen, aber von den Regierungs-

truppen zurückgeschlagen worden; es organisirten sich neue größere Freischaarenzüge und es gieng die höchste Aufregung durch die Schweiz, die dann später den Sonderbundskrieg und die Gestaltung der neuen Bundesverfassung zur Folge hatte. Auch in Wilhelm pulsirte die patriotische Theilnahme und zog seine Gedanken der Heimath zu. „Wir leben, schrieb er am Neujahrstage 1845, in einer bedeutungsvollen Zeit: das Bedürfniß des Fortschrittes, der freiern Entwicklung des menschlichen Geistes äußert sich allgemein: Emancipation von Vorurtheilen im religiösen, politischen und socialen Gebiete ist die Lebensfrage der Menschheit; Wahrheit, Freiheit und Recht das Ziel ihrer Bestrebungen. Ein ernster Kampf für diese Ideen ist nicht auszuweichen; der Ultramontanismus bietet seine äußersten Kräfte auf, die Herrschaft zu erringen über allgewaltig fortschreitende Bildung. Es thut Noth, daß jeder Einzelne sich in die Reihe stelle und mit Muth und Ausdauer auftrete und wirke für die gute Sache. In meinem Innern wird es immer klarer und bewußter, was ich soll, ich schaue mit sicherem Blicke auf mein Ziel und meine Bestimmung: Ich werde zurückkehren in mein theures Vaterland, mir dort eine Stellung zu erringen trachten und in dieser für die Idee der Freiheit, dem Inbegriff alles Schönen und Wahren,

wirken und kämpfen. Denn auch die Kunst nimmt regen Antheil an diesen Fragen, auch sie soll jene Ideen verherrlichen, und nur der ist ein wahrer Künstler, der auf der Höhe der Zeit steht."

Die Freunde in Zürich wurden freilich besorgt, als sie vernahmen, daß Wilhelm Berlin alsbald wieder zu verlassen gedenke. Sie legten es ihm ans Herz, was er seiner Bestimmung schuldig sei und wie die Kunst eine weitere kosmopolitische Heimath habe. Fast bitter schrieb ihm A. Müller: „Nur der Adler ist dazu geboren, zur Sonne emporzusteigen, der geringere Vogel liebt den niedrigern Flug; es schmerzt mich nur, daß der geborne Adler seine Natur verläugnen und zur Krähe werden will. Doch, fügte er bei, wenn Du denn wirklich heimkommen willst, so sollst Du den alten Freund an mir finden und ich werde fortwährend für Dich thun, was ich kann."

Es war alle Einwirkung umsonst, Wilhelm blieb auf seinem Entschlusse. Es mögen verschiedene Motive mitgewirkt haben: finanzielle Verlegenheit, er lebte aus entlehnten Geldern, die ihm auch weiterhin gerne vorgeschossen worden wären; aber es drückte ihn, Schulden zu haben, und er wollte durchaus aus dieser Lage heraus; — sodann ließen ihn die politischen

Kämpfe daheim nicht ruhig in der Fremde bleiben; — endlich sagte er, mit einem gewissen Gefühle der Sättigung, zu sich selbst, daß nun die Zeit des innern Schaffens, der Sammlung gekommen sei und daß es für productive Gestaltung besser sei, er kehre aus dem geräuschvollen Leben in die gemüthliche, heimische Werkstätte zurück. „Ich rede nicht gerne darüber, erwiederte er seiner Schwester, es genüge Dir, daß schöne Hoffnungen in meiner Brust leben, die mich begeistern und heben, und mit frohem Bewußtsein gehe ich meiner Zukunft entgegen. Zudem bin ich dann von euch Lieben Allen nicht so ferne, Eure Theilnahme wird mich begleiten in meinen Bestrebungen. Ihr traget durch herzliche Liebe mit mir verbunden Leid und Freud und dieß Gefühl hat so viel Tröstliches und Beglückendes, daß ich es durch weite Ferne nicht missen möchte: denn lieben und geliebt zu werden ist am Ende doch des Lebens höchstes Glück!" In diesen Worten klingt wohl noch ein anderes Motiv hindurch, das Wilhelm als ein stilles Geheimniß bei sich getragen hat.

Am 26. Februar 1845 nahm er von Berlin Abschied. Er verweilte noch einige Zeit in Leipzig, wo er die Gewandhausconcerte besuchte und den Director Netzer näher kennen lernte. Dann in Dresden mit

der herrlichen Gemäldegalerie und der ausgezeichneten Oper, nebſt Concerten unter R. Wagners Direction, der ihm zum Abſchied die Partitur ſeines Fliegenden Holländers gab. Endlich in München, wo er unter Lachners Direction mehrere Opern und Odeonsconcerte, ſowie die Liedertafel unter Director Kunz beſuchte und daneben an den Kunſtwerken der Pinakothek und Glyptothek, in Kaulbachs Atelier und an den Kirchenbauten ſein Herz erfreute. — Nachdem er noch Rorſchach und St. Gallen begrüßt hatte, langte er den 26. April wieder in dem vielgeliebten Zürich an und ſchlug daſelbſt ſein Domicil für immer auf.

Wilhelms Meisterjahre.

Wilhelms Meisterjahre.

I. Wilhelm als Pianist.

Es war für einen jungen Mann keineswegs eine leichte Aufgabe, sich in Zürich als Musiklehrer eine selbständige Laufbahn zu gründen. Dort war von jeher auf dem Gebiete der Musik viel geschehen und es wirkten daselbst, als Wilhelm seine Niederlassung nahm, bereits vorzügliche Lehrkräfte. Indessen setzte er mit frischem Muthe ein, sein Lehrer A. Müller bot ihm freundschaftlich die Hand und den sonstigen Gefahren, welche etwa die Concurrenz der Künstler zu begleiten pflegen, wußte er auch hier durch seine liebenswürdige und neidlose Persönlichkeit auszuweichen. Er wurde bald ein anerkannter und vielgesuchter Clavierlehrer und es blieb diese Bethätigung die eigentliche Brodquelle sein Leben lang. Er nahm in der Regel nur vorgerücktere Schüler an und ließ sich gut bezahlen; doch gab er ärmern, talentvollen Schülern auch unentgeldlichen Unterricht.

Wilhelm nahm es mit den Stunden ernſt und gewiſſenhaft; er duldete keine bloße Tändelei, es mußte gearbeitet werden und vorwärts, und wo es aus Mangel an Talent oder Fleiß nicht gehen wollte, da ließ er die Stunden wohl auch fallen. Er hielt auf fertiges Leſen, auf exactes ſauberes Spiel, auf weichen und kräftigen Anſchlag, vor allem aber auf richtige Auffaſſung und Wiedergabe der Compoſition, wobei er in den techniſchen Bau derſelben eingieng, in die Stimmungswelt des Componiſten und in die Mittel und Wege und Eigenthümlichkeiten, mit denen er ſie zum Ausdruck bringt. Die Schüler ſollten es in allem Unterricht erkennen, daß die Muſik eine Kunſt iſt, die mit Liebe und Geiſt gepflegt ſein will. Es kam freilich auch manche müde Stunde über ihn, wo er das Gefühl hatte, daß er in mechaniſchem Abarbeiten ſeine beſte Zeit verliere und daß darunter die friſche Luſt zu ſchöpferiſchem Schaffen leide. „O langweilige Stunden, ſchrieb er einſt, ermüdende Spielerei und Mechanik, ohne Verſtändniß und Gefühl! O Mädchen wie könnt ihr ſo zwecklos euere Zeit verſchwenden: warum ſo gedankenlos und baar alles tiefern Strebens? Reine Aeußerlichkeit, Mode, wie leider vorherrſchend in Allem!" Er hätte den größten Theil der Clavierſtunden oft gerne weggeworfen und ſie der Selbſtgeſtaltung, der Compo-

sition gewidmet; aber das Leben mit den unerbittlichen Alltagssorgen stand vor der Thüre und die Poesie mußte der Prosa weichen. Doch entschädigte ihn auch wieder manche glückliche Stunde im Unterrichte strebsamer Schüler; so notirte er einmal über eine Schülerin ins Tagebuch: „Sie machte mir in der Stunde viel Freude, sie spielte Beethovens C moll Sonate auswendig, solche Schülerinnen erfreuen das Herz"; und er erntete laut und im Stillen zahlreiche Beweise der Dankbarkeit von Seiten der Eltern und Schüler.

Wilhelm spielte für sich selbst fast täglich Clavier, oft Stunden lang, auch noch in den letzten Jahren. Er wollte sich damit die Geläufigkeit der Hand erhalten und vervollkommnen, und zugleich machte er sich mit den neuesten Compositionen bekannt, über die er eine Menge kritischer Bemerkungen in sein Tagebuch eintrug. So hielt er mit sich selbst recht ernste Schule und arbeitete unabläßlich an seiner Fortbildung. Er besaß ein ungemein feines Gehör, einen durchaus sichern Blick in den Bau der Compositionen und ein tiefes melodiöses Gefühl für den Inhalt derselben. Er fand das Gute überall heraus und wo es ihm begegnen mochte, bei den Neuern oder bei den Alten, da schenkte er ihm die vollste

Anerkennung und fühlte im Genusse des Schönen die Aufforderung, Aehnliches zu leisten. Immer und immer wieder kehrte er aber zu Beethoven, Mozart, Haydn und Bach zurück und bereicherte sein ausgezeichnetes Gedächtniß mit einer Fülle von klassischen Motiven und Stücken, die er nach Belieben auf das Piano ausströmen lassen konnte. Es war eine Freude, ihm zuzuhören, wie er fremde Musik in durchgearbeiteter Auffassung zum schönsten Ausdrucke brachte. Damit verband sich frühe schon und sein Leben lang die Uebung, die eigenen innern Empfindungen in freier Phantasie erklingen zu lassen und er erreichte darin eine hohe Meisterschaft. Er war Meister über das Instrument, es gab ihm alle Klangfarben, wie er sie verlangte, bald in weichstem Piano und bald im Sturme der Kraft, und über dem Ganzen schwebte die Grazie des Wohlklangs und das schönste Ebenmaß; das Piano war ihm in der That nur das frei gefügige Instrument, um sein Innerstes auszudrücken in allen Tonarten der Freude, des Muthwillens, des lyrischen Schmerzes und der Trauer.

Bei aller Eminenz der Virtuosität haßte er gleichwohl das sog. Virtuosenthum von Grund aus. Er war fast nicht dazu zu bringen, ein eigenes Piano-

forte-Concert zu geben und alle Anſinnen, ſich auf dieſem Wege Reiſen und Finanzen zu ermöglichen, wies er beharrlich von der Hand. Dagegen ſpielte er gerne in kleinern Kunſtkreiſen, ſo bei Fürſprech Klauſer, bei Hofmeiſter im Letten und bei Weſendonks, er ſpielte gerne im Kreiſe ſeiner Sänger, in der Künſtlergeſellſchaft und in andern Kränzchen der Erheiterung; am liebſten aber ſpielte er im engſten Kreiſe lieber Freunde, wo die Stimmung glücklichen Zuſammenſeins ihn oft zu Improviſationen hinriß, die, wenn man ſie hätte phonographiren können, als Andantinos, Noctürnen, Lieder ohne Worte und Sonatenſätze zu den ſchönſten Tonſchöpfungen zählen würden.

Im Jahre 1848 ließ ſich der ausgezeichnete Clavierbauer Jacob Eck aus Cöln in Zürich nieder und gründete in Verbindung mit Nik. Hübert eine Pianofortefabrik. Wilhelm hatte viel Umgang mit ihnen und gewann ſo eine tiefere Einſicht in den Detailbau der Inſtrumente und in die Geſetze der Akuſtik. Leider ſtarb Eck ſchon im folgenden Jahre: „ein herber Verluſt, ein edler Mann, deſſen Andenken ſtets lebendig in mir fortleben wird.“ Später zog der Clavierbauer Hüni von Rapperswyl nach Zürich und vereinigte ſich mit Hübert. Die Firma

Hüni und Hübert wurde ein großes Geschäft, das seine Flügel und Pianinos und Tafelclaviere, die sich durch soliden Bau, gute Stimmung, elastisches Spiel und vollen, weichen Ton auszeichnen, in alle Welttheile versendet und auf den Weltausstellungen ehrenvolle Preise errungen hat. Der Clavierbau in Zürich gibt ein lehrreiches Beispiel, wie ein im Anfange kleines Geschäft durch meisterhafte Leistung und geistigtechnische Fortbildung sich zu einem großen Umfang aufschwingen kann, und es bildet derselbe jetzt in Zürich, vertreten durch Hüni und Hübert und andere geachtete Firmen, einen blühenden Industriezweig. Wilhelm trat zu jener Firma mehr und mehr in engere Beziehung; er spielte die Instrumente regelmäßig ein, machte auf Härten und Ungleichheiten aufmerksam, und so konnten die Verfertiger sich in der Kunst, dem Spieler möglichst handgerecht zu werden, immer mehr vervollkommnen, wozu auch ihre Erfindungen und Verbesserungen im Bau der Resonanzböden, der Klangstäbe und der Saitengespinnste Wesentliches beitrugen, während hinwiederum Wilhelm immer tiefer in das Studium des Baues und der Behandlung der Instrumente eindringen *) und

*) Im Jahre 1862 wurde er von der zürch. Regierung als Experte beauftragt, die für die Weltausstellung in London von zürch. Firmen gelieferten Pianofortes zu prüfen.

erkennen konnte, was auf diesem Gebiete überhaupt zu leisten möglich sei und in welcher Begrenzung das Pianoforte seine Stellung und Aufgabe in den Reihen der Instrumentation einzunehmen habe. Mit der geschäftlichen Verbindung verknüpfte sich auch die freundschaftliche Seite. Wilhelm hatte von 1854 bis 1861 seine Wohnung bei Hüni und Hübert und es sorgte die kluge und wohlgesinnte Frau Hüni wie eine zweite Mutter für den Junggesellen; ihr schnelles Ableben im December 1857 gieng ihm nahe, und noch schmerzlicher berührte ihn später im December 1866 der rasche Tod von Hüni selbst. Seitdem ist die blühende Pianofortefabrik in die alleinige Leitung von N. Hübert übergegangen.

II. Wilhelm als Componist.

Schon frühe hatte sich Wilhelm der Composition zugewendet und auf diesem Gebiete liegt seine höchste Auszeichnung. Die innere Quelle sprudelte unversieglich, jedes Jahr brachte neue Gaben und es ziehen sich die Blüthen, mit denen er die Welt des Gesanges geschmückt hat, wie ein leuchtender Kranz über sein Leben hin.

Als reine Claviercompositionen schrieb er 14 Tänze (Walzer, Galopp, Polka), 1 Festmarsch, 2 Themata mit Variationen, 3 Caprices, 1 Andantino und 4 Albumblätter oder Naturstimmungslieder ohne Worte (Abends; Erinnerung an Beckenried; am Bodensee). Es liegt in diesen charakteristischen Piecen, die für den richtigen Spielausdruck ziemlich geübte Hände erfordern, ebenso viel Anmuth und lyrische Stimmung als graziöser Muthwille. Sie beurkunden ein ebenso bedeutendes als originelles Talent.

Weit zahlreicher sind die Liedercompositionen. Wilhelm componirte 102 Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung (die meisten für Sopran,

einige für Alt und eine Anzahl für Baryton und tiefen Baß); 21 Lieder, drei- und vierstimmig, für Sopran und Alt und gemischten Chor; und 45 vierstimmige Männerchöre. Siehe das Detailverzeichniß im Anhang.

Die Lieder beschlagen ihrem Inhalt nach vorzugsweise die Freiheit und das Vaterland, die Liebe, die Naturlyrik und den geselligen Humor. In ihnen spiegelt sich das Gemüthsleben Wilhelms, die Compositionen hängen aufs engste mit dem Gang seines Lebens zusammen, sie sind der Ausdruck seiner Ueberzeugungen, Stimmungen und Erlebnisse: es liegt in ihnen eine ganze Seelengeschichte des Componisten aufgezeichnet.

Wilhelm besaß ein ungemein feines Verständniß, im deutschen Dichterwalde je die schönsten Perlen der Poesie auszuwählen *), die zugleich singbar und geeignet waren, seine eigene Stimmung zum Ausdrucke

*) Im Jahre 1857 wurde er auch vom Centralcomite des eidg. Gesangvereines in das Preisgericht berufen, welches unter dem Präsidium von Dr. Roth in Teufen über 106 eingelieferte, preiswerbende Vaterlandslieder zu entscheiden hatte. Das Gericht fand keines als durchaus preiswürdig, empfahl aber die fünf besten Gedichte dem Comite zur Ehrenmeldung.

zu bringen. Er ſuchte überall das Edle und Schöne und ſelbſt im muthwilligſten Humor klingt die ideale Richtung obenaus. Am liebſten ſchöpfte er aus der wunderbar ſchönen Lyrik ſeines Freundes G. Keller, deſſen hohe Begabung in Lied und Novelle er mit ſtolzer Freude zu würdigen verſtand; man nannte ſie oft, den ſchweizeriſchen Dichter und den ſchweizeriſchen Componiſten, zuſammen die Dioskuren. Einige Lieder nahm er von ſeinem gemüthsweichen Freunde C. Morel, den er im Frühling 1860 noch zum Grabe geleitete. Im weitern wandte er ſich mit Vorliebe der Lyrik von Göthe, Lenau, Geibel, Freiligrath, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Hölderlin, Novalis, Uhland, Herwegh, Hafis und Mirza-Schaffy zu und bearbeitete manchen Text, durchaus original, den auch ſchon andere Componiſten, wie Beethoven, C. M. v. Weber, Schubert und Schumann behandelt hatten. Viele kleinere neuere Dichter ſendeten ihre Manuſcripte ein, damit er ſie mit ſeinem Compoſitionstalente als Lieder krönen möchte: aber er war hierin ſtreng und wollte nichts zu Liebe thun, wo er die Dichtung an ſich nicht ſchön und gediegen genug fand. Hinwiederum ſuchte er ſchöne Blüthen von lebenden Autoren, die gerne im Verborgenen blieben, eifrig auf und ſchickte ſo manches Lied in die Welt, das ſonſt nie in weitere Kreiſe gedrungen wäre. So

ſchrieb ihm einſt ein Freund aus St. Gallen: „Mit großer Gemüthsbewegung habe ich vernommen, daß Du einige meiner ſchwachen Produkte der ſehr unverdienten Ehre gewürdigt haſt, von Dir componirt zu werden. Aber mit Schrecken erſehe ich aus Deinem Briefe, daß ſie von Studenten geſungen werden. Am Ende erfahren es noch meine gegenwärtigen Schüler, daß ich kein ſolcher Cato bin, wie ich mich ſtelle. Meine Hoffnung iſt nun, daß Du den Verfaſſer nicht notirt haben werdeſt; denn einem ernſthaften Manne ſteht der leichtfüßige Eros ſchlecht zu Geſicht. Ich bekomme vor lauter Bubendreſſiren ſchon weiße Haare und ſoll es da heißen: Dieſer graue Eſel ſchielt noch den Mädchen nach? Schone alſo mein ehrwürdiges Haupt, den Schnee meines Schädels, welcher auf dem Gipfel des Vulkans in meinem Herzen liegt.“

In der Liedercompoſition tritt uns zunächſt das natürliche, geſunde Gefühl wohlthuend entgegen, mit dem er den Sinn und Geiſt des Gedichtes treu in ſich aufgenommen und im Liede wiedergegeben hat: es iſt wie eine Dichtung zum zweitenmal, in muſikaliſchen Tönen, oft auch potenzirt. Seine Lieder ſind alſo keine ſelbſtändigen Melodien, zu denen etwa zufällige Texte herangeſucht worden wären;

sichtigen zu müssen. Gegenüber der in unserer Zeit vorherrschenden sentimentalen Richtung räumte ich den kräftigen, männlichen Stimmungen, wie sie sich in früheren Gesellschaftsliedern so schön kundgeben, den Vorzug ein und nahm zur Erzielung einer noch größern Mannigfaltigkeit des Inhalts auch das eigentliche Volkslied auf, in der vollen Ueberzeugung, daß gerade diese bei uns leider noch so wenig gepflegte Richtung unsern Sängern bei Ausdauer und Liebe eine reiche Quelle des Genusses bieten werde."

Die Sammlung erschien in vier Heften in den Jahren 1857 bis 1861. Sie umfaßt 100 Lieder: darunter befinden sich 31 eigene Compositionen des Herausgebers und 29 Arrangements von ihm, sowie 10 Originalbeiträge anderer Tonsetzer, zusammen also 70 originale Nummern, „womit, wie er im Nachwort bescheiden sagt, die Berechtigung zur Herausgabe wohl nachgewiesen sein möchte." Die Berechtigung oder das Verdienst liegt aber vor allem in der Qualität und in dieser Hinsicht beurkundet die Sammlung einen großen Fortschritt: lauter schöne Poesie, kräftige Composition in heller Freude und männlichem Ernst, und eine ungemein sorgfältige dynamische Anleitung für die Sänger und Gesangsleiter, um die Lieder mit dem richtigen Ausdrucke

und Accente vorzutragen. Man kann zwar dießfalls mit der Vorzeichnung auch zu weit gehen und man wird das Beste der individuellen Auffassung der Sänger und der Directoren überlassen müssen. Die Sammlung ist offenbar ihrer Zeit vorausgeeilt, die Vereine haben sich für eine so ernste Kunstrichtung erst noch reifer heranzubilden und so wird die Sammlung, die bereits eine ansehnliche Verbreitung gefunden hat, eigentlich noch mehr der Zukunft angehören.

verſtanden werden kann. Lieder wie: „Weil auf mir du dunkles Auge“ von Lenau, „Du Tropfen Thau“ von Redwitz, „Nun die Schatten dunkeln“ von Geibel, „Ich will ſpiegeln mich in jenen Tagen“ von G. Keller, „Nacht liegt auf den fremden Wegen“ von Heine, „O lieb ſo lang du lieben kannſt“ von Freiligrath, „Wo ſich zum Rheinesſtrome“ von Roquette, „Liebesſehnſucht kommt ſo traut“ von J. Burkhardt und andere mehr haben eine bleibende Heimath in der Welt des ſchönen Geſanges.

Die ſeinem Lehrer Waldmann zugeeigneten „Zwölf Jugendlieder“, drei- und vierſtimmig für Sopran und Alt, führen in die fröhliche, naive und gemüthsreine Kinderwelt. Wie dringen Weſſenbergs „Hab ich ſtill und ohne Prahlen eine gute That gethan“ oder die Frühlingslieder „Werde heiter mein Gemüthe“ von Hoffmann von Fallersleben und „O ſanfter ſüßer Hauch“ von Uhland in die Seele ein und wie geht durch die junge Fröhlichkeit ein ſinniger Zug von Ernſt! So ſingt die Unſchuld aus ihrem reinen Herzen, und da durften auch „Die heiligen drei Könige“ von Heine unbefangen und arglos eingebettet werden. Wilhelm ſchwankte lange, ob er dieſe Einlage wagen dürfe, ob ſie ihm nicht mißdeutet werden möchte: aber gewiß ſingt jedes

Kind, das von dem Faunshumor Heines ſonſt noch nichts weiß, dieſes Lied mit harmloſer Freude. Die zwölf Jugendlieder ſind ihrem innern, muſikaliſchen Werthe nach eine köſtliche Gabe, viel bedeutender, als der beſcheidene Titel vermuthen läßt. Sie öffnen auch einen Einblick in Wilhelms innerſte reine Gemüthswelt. Er wollte der Schule eine heitere, reine, fromme Gabe bieten und den Geſang aus der Bänkelei und Proſa zu beſſerm Wohllaut erheben. Dieſe Lieder ſind noch keineswegs Gemeingut geworden, die etwelchen Schwierigkeiten, wenn man ſie ſchön vortragen will, mögen hie und da abſchrecken; aber ſie verdienen in pädagogiſchen Kreiſen und im Schooße der Familien alle Beachtung und es kann auch ein erwachſenes Gemüth ſich reich daran erfreuen.

Mit den vierſtimmigen Geſängen für gemiſchten Chor und ganz beſonders für Männerchor, die alle ohne Inſtrumentation geſchrieben ſind, hat ſich Wilhelm in weiten Kreiſen bekannt gemacht. Seine Auszeichnung liegt auch da wieder in der naturgeſunden, friſchen Auffaſſung der Dichtung und in der meiſterhaften Durchführung der Stimmen, mit deren ſelbſtändigem Zuſammenwirken in Solo und Chor er die weiche und ſtarke Gewalt der Empfin-

dung und die Macht des Gesanges zum Ausdruck zu bringen verstand. Er kannte das Maaß der menschlichen Singkräfte und muthetete ihnen nichts Ungebührliches zu; er wußte in der Vielstimmigkeit die Einheit festzuhalten und das Einzelne dem Ganzen dienstbar zu machen; er wußte, was der Chorgesang zu leisten vermag, was er als seine eigenste Aufgabe leisten soll und er hat darin unvergängliche Kunstwerke geschaffen. Es ist auch hier wahr, daß sie nicht so leichthin wegzusingen sind, Wilhelms Chöre wollen durchgearbeitet und mit Verständniß und Präcision vorgetragen sein; aber sie haben die köstliche Eigenschaft an sich, daß sie immer herrlicher in den Sänger hereinwachsen, je mehr er sich in sie vertieft. Göthes „Kennst du das Land" war Wilhelms früheste Composition und doch schon so reif und in sich geschlossen. Beethoven legte den Stimmungsaccent auf das hinstrebende „Dahin", während Wilhelm mehr die süße Erinnerungsfrage betonte „Kennst du es wohl!" Diese beiden Compositionen des nämlichen Liedes geben ein treffliches Beispiel, wie zwei Meister in die gleiche Grundstimmung eintauchen und dieselbe doch wieder in ganz verschiedener und in durchaus freier und schöner Nüancirung zum Ausdrucke bringen. So ist das Gemüth des Menschen eben reich in den Klängen seiner Empfin-

dungen. In G. Kellers „O mein Heimathland" ist wohl in der Dichtung wie in der Composition das Schönste geboten, was jemals die schweizerische Vaterlandsliebe gesungen hat. Wie stolz schmettert er „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied" von Herwegh den socialen Rangstufen und Glücksgütern ins Gesicht und wie mild hinwiederum ruht die Seele aus in Hölderlins „Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder"! Als er einst in Frauenfeld bei seinem Freunde Carl, einem Juristen, mit dem er bis zum Grabe in intimster Freundschaft verbunden blieb, auf Besuch war, schlenderten sie beide eines Nachmittags in ein Waldtobel hinaus; Carl fieng im klaren Bache Forellen und während deß lagerte sich Wilhelm im Walde droben und componirte; Abends zogen sie wohlgemuth heim mit ihrem Fange; die Fische wurden gebraten, der Wein perlte und das Lied erklang auf dem Piano: so entstand die schöne Composition „O Jugendzeit, du grüner Wald". Manche Lieder wurden ganz durchcomponirt, um innerhalb der Grundmelodie die Dichtungsgedanken der einzelnen Strophen besser zum Ausdruck bringen zu können. Es ist ungemein interessant zu vergleichen, wie der Dichter seine Gedanken und Gefühle ausdrückt und wie der Componist mit den gleichen Ideen umgeht, worin das Gemeinsame Beider liegt und

wo die Wege auseinander ziehen, um in verschiedenen Weisen und mit verschiedenen Schlagschatten und Accenten dennoch die gleiche innere Stimmung kund zu geben. Zu den größern und bedeutendsten Compositionen zählen die Abendfeier von Geibel „Ave Maria, Meer und Himmel ruhn" — da ruht sichs wirklich aus vom Erdentand und im Herzen steigt die sel'ge Andacht auf; das Nachtlied von Göthe „Der du von dem Himmel bist" — das im Steigerungslauf der Stimmen in die Brust den süßen Frieden ziehen will; das Abendlied von Lenau „Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde" — wo Gottes Odem weht über der entschlummernden Natur; und der Sängergruß von G. Keller „Wir haben hoch im Bergrevier", — der mit seinen gewaltigen Chören das Eidgenössische Sängerfest im Jahre 1858 in Zürich empfangen hat."

Wilhelm schrieb seine Compositionen nicht flüchtig hin; die Motive kamen ihm bald da, bald dort, wie der Zufall und die Stimmungen des Lebens es mit sich bringen; er trug sie dann oft lange bei sich, wanderte mit ihnen in die einsame Natur hinaus, skizzirte und arbeitete, oft in weiten Zeiten auseinander, die Composition allmälig fertig aus; oft auch gelang und schuf sich Alles in einem Schlag.

Er war nicht schnell mit sich selbst zufrieden, er zögerte mit der Aushingabe; manches Lied, früh angefangen, hat er in spätern Jahren umgearbeitet. Die Opuszahl seiner Werke deutet wohl die Reihenfolge der Herausgabe an, aber die verborgene Zeitfolge der Entstehung der Compositionen ist eine vielfach andere. Das Verzeichniß im Anhang giebt hierüber Auskunft, soweit die Ermittlung möglich war.

Der deutsche Markt der Musikliteratur, speciell für Pianoforte und Gesang, ist so überfüllt und es schwimmt Gutes und Schlechtes in der Tagesfluth so durcheinander, daß es für den einzelnen Componisten schwer hält, durchzudringen und weitsichtige und aufopfernde Verleger zu finden. Wilhelm beklagte sich oft hierüber, ohne bitter zu werden. Der beste Liedercomponist kann verhungern und seine Goldkörner werden vielleicht nach Jahrzehnten gewerthet, wenn es ihm persönlich längst nichts mehr nützen kann. „Mein Beruf, schrieb er einmal, ist leider nicht dazu angethan, größere Einnahmen zu erzielen, und ich muß froh sein, wenn ich eigentlich damit auskommme, um von der Hand ins Maul zu leben. Mit den Compositionen auf den Gebieten, auf welchen mir Talent, Studium und Uebung einigen Erfolg in Aussicht stellen, ist bei der Ueber-

schwemmung des musikalischen Marktes und namentlich von unserer Schweiz aus, die noch keinem Künstler von sich aus Bahn zu brechen geholfen hat, unglaublich schwer durchzudringen." Gegen die Critik, welche ja zwischen dem Künstler und dem Publikum vermitteln soll, war er nicht unempfindlich; aber er ließ sich weder durch ihr Lob noch durch ihren Tadel bestimmen oder verstimmen; er wußte, wie oberflächlich sie häufig zu Werke geht und wie persönliche Beziehungen und Schule und Coterien nicht selten auf das Urtheil einwirken. Herzliche Freude bereiteten ihm die sachverständigen Besprechungen von Hafter in der Thurg. Ztg. und einmal versuchte er es selbst, in der Sonntagspost, in der Beurtheilung von R. Schumanns Messe (Op. 147) zu zeigen, wie eine gründliche Critik beschaffen sein soll. Der Redaktor der Sonntagspost bemerkte einst in seinem vortrefflichen Blatte über Baumgartner: „Was seinen Liedern schon einen freundlichen Willkomm bei der gebildeten musikalischen Welt bereitet, ist vor Allem der heilige Ernst, mit welchem er an seine Kunst tritt und der ihn nichts von Stapel lassen heißt als was die Censur einer strengen Selbstcritik bestanden. Daher kommt es, daß alle seine Stücke, selbst die kleinsten, vollkommen abgerundet sind, daß der ohne Ausnahme sein gewählte Text, die Melodie, Har-

monie, Rythmus und Dynamik, ja bis zur letzten Note auch die Clavierbegleitung sich charakteristisch in einander fügen und hiedurch einen musikalischen Bau darstellen, der fast immer als mustergültig erscheint und stets original ist." Aehnlich sprach sich Brendels Musikzeitschrift bei Anlaß der „Frühlingsliebe" aus. Bisweilen kam auch einige Verstimmung über ihn. „Ich kann nicht allein bloß für ernste Musikfreunde oder Musiker vom Fach schreiben, sonst blieben meine Sachen ebenso gut im Pult verschlossen. Denn daß die Musiker und Componisten nur ganz ausnahmsweise sich für Andere interessiren, ist leider eine constatirte Thatsache; und daß die Laien nur zu sehr immer über Schwierigkeiten der technischen Begleitung klagen, weißt Du so gut als ich. Also muß man von Zeit zu Zeit auch etwas leichter Ausführbares bringen: wer will mir daraus einen Vorwurf machen? Ich glaube als Liedercomponist eine gewisse Selbständigkeit in Erfindung und Behandlung bewiesen zu haben; daß die Hefte so wenig bekannt sind, ist nicht meine Schuld und nicht die der Composition: Hoffen wir etwas auf die Zukunft!" Die Stimmung schlug aber gleich wieder in den hellsten Humor über, als im Jahre 1863 die in Wien erscheinenden „Recensionen", Mittheilungen über Theater und Musik, von seinen Op. 6, 16 und 24

ſagten, „ſie ſeien das reinſte Bänkelſängerthum.“ Er lief in den Sängerverein und las dieſe Critik von Carl Debrois vom Bruyck den Sängern zu allgemeinem Ergötzen vor, damit ſie ſähen, was für einen Director ſie hätten.

Im Jahre 1857 faßte Wilhelm den Entſchluß, eine „Liederſammlung für Schweizeriſche Männerchöre“ herauszugeben. Im Subſcriptions-Circular drückt er ſich über Veranlaſſung und Zweck folgendermaßen aus:

„So verdienſtvoll auch verſchiedene Werke ſich erwieſen haben, welche ſeit dem ſegensreichen Wirken von H. G. Nägeli erſchienen ſind, ſo geht doch bei näherer Prüfung hervor, daß ſie zu wenig nach einem beſtimmten Plane entworfen, zu wenig von einheitlichem Standpunkte aus redigirt worden ſind. Zudem ſind aus denſelben, wie auch aus den Werken von Nägeli die vorzüglicheren Chöre in unſern Sängerkreiſen ſo eingebürgert und vielgeſungen, daß der Wunſch nach einer neuen Auswahl gerechtfertigt erſcheinen dürfte.

„Was mich aber noch weit mehr in meinem Vorhaben beſtärkte, iſt die Erfahrung, welche Jeder bei kleinern und größern Sängerfeſten zu machen Gelegenheit findet, daß es namentlich unſern Landvereinen

an einer passenden Auswahl von Liedern gebricht. Dafür geben die Wettgesänge und Solo-Vorträge vielfache Belege. Sie wagen sich entweder an zu schwierige Aufgaben, denen ihre Stimmmittel, um eine volle Wirkung zu erzielen, nicht gewachsen sind, oder sie legen zu wenig Werth auf die Auswahl der Lieder nach ihrem poetischen Gehalt und nach der musikalischen Form. Ihre geselligen Lieder bestehen größtentheils aus den beliebten Marsch- und Tanzliedern, bei denen der Tonumfang des ersten Tenors oft auf eine unnatürliche Höhe hinaufgeschraubt wird, während die übrigen Stimmen zu nichtssagender Begleitung herabsinken. Aus diesem Grunde wählte ich in meiner Sammlung vorherrschend Compositionen, die in Bezug auf technische Schwierigkeit und auf Stimmenumfang die gewöhnlich vorhandenen Mittel und Kräfte kleinerer Vereine nicht überschreiten.

„Neben leichter ausführbaren Chören wurden aber auch einige schwierigere Nummern aufgenommen, welche sich besonders zur Uebung in bedeutenderen Vereinen sowohl für ganzen Chor, als auch namentlich für Solo- und Quartett-Vortrag eignen. Was den Charakter und die Stimmung der aufzunehmenden Gesänge betrifft, so glaubte ich neben dem ernsten und religiösen Lied besonders das Vaterlands-, das Natur- und das gesellige Lied berück-

sichtigen zu müssen. Gegenüber der in unserer Zeit vorherrschenden sentimentalen Richtung räumte ich den kräftigen, männlichen Stimmungen, wie sie sich in früheren Gesellschaftsliedern so schön kundgeben, den Vorzug ein und nahm zur Erzielung einer noch größern Mannigfaltigkeit des Inhalts auch das eigentliche Volkslied auf, in der vollen Ueberzeugung, daß gerade diese bei uns leider noch so wenig gepflegte Richtung unsern Sängern bei Ausdauer und Liebe eine reiche Quelle des Genusses bieten werde."

Die Sammlung erschien in vier Heften in den Jahren 1857 bis 1861. Sie umfaßt 100 Lieder: darunter befinden sich 31 eigene Compositionen des Herausgebers und 29 Arrangements von ihm, sowie 10 Originalbeiträge anderer Tonsetzer, zusammen also 70 originale Nummern, „womit, wie er im Nachwort bescheiden sagt, die Berechtigung zur Herausgabe wohl nachgewiesen sein möchte." Die Berechtigung oder das Verdienst liegt aber vor allem in der Qualität und in dieser Hinsicht beurkundet die Sammlung einen großen Fortschritt: lauter schöne Poesie, kräftige Composition in heller Freude und männlichem Ernst, und eine ungemein sorgfältige dynamische Anleitung für die Sänger und Gesangsleiter, um die Lieder mit dem richtigen Ausdrucke

und Accente vorzutragen. Man kann zwar dießfalls mit der Vorzeichnung auch zu weit gehen und man wird das Beſte der individuellen Auffaſſung der Sänger und der Directoren überlaſſen müſſen. Die Sammlung iſt offenbar ihrer Zeit vorausgeeilt, die Vereine haben ſich für eine ſo ernſte Kunſtrichtung erſt noch reifer heranzubilden und ſo wird die Sammlung, die bereits eine anſehnliche Verbreitung gefunden hat, eigentlich noch mehr der Zukunft angehören.

III. Wilhelm als Gesangsdirector.

Wilhelm war schon frühe in seinen Studienjahren bei A. Müller mit der Leitung von Gesangvereinen vertraut geworden. Zürich leistet auf diesem Gebiete sehr viel. In der Stadt bestehen in der Regel mehrere Männerchöre neben einander, auch ein gemischter Chor und zeitweise ein kirchlicher Gesangverein. In den übrigen Theilen des Kantons singen eine ganze Anzahl von Männerchören und gemischten Vereinen, die sich in größeren Gruppen (Seeverein, Vereine vom Limmatthal) zu jährlichen Gesangsfesten zusammenthun; Alle zusammen dann auch im kantonalen Sängerfest. Und darüber hinaus die Betheiligung an den Gesammtchören und an den Wettgesängen der eidgenössischen Sängerfeste, von wo mancher Ehrenpreis, Fahne und Becher, nach Zürich getragen worden ist.

Wilhelm leitete zunächst den Gesellengesangverein „Eintracht", trat aber schon im Jahre 1847 davon zurück, „weil gegenseitig keine rechte Lust vorhanden gewesen war"; die Gesellen suchten im Gesange fröhliche Unterhaltung, sie wollten sich erholen von der

Arbeit und hatten hierin durchaus Recht, Wilhelm aber steuerte der Kunst zu. Im gleichen Jahre gründete A. Müller im Verein mit Wilhelm und Andern die „Liedertafel" für Männerchor; aber schon nach wenigen Monaten lösten Differenzen bei der Statutenberathung den Versuch auf. Es ist überhaupt merkwürdig, was sich die Gesangvereine, namentlich der Männer, mit Statuten-Entwürfen und Revisionen abplagen und wie viel schöne Stunden sie darüber verlieren, als ob nicht die einfachsten Linien, auch ungeschrieben, genügen könnten, um sich geordnet und übungsgemäß im Gesange zusammen zu finden. Auch Wilhelm war hierin ein etwas doctrinärer Republikaner und die Organisation mußte sich ihm in Statuten, Wahlen und Protokoll fixiren.

Der „Müllersche Gesangverein", gemischter Chor, löste sich im Jahre 1849 auf, trotz des Protestes der Frauen, die nicht scheiden wollten. Wilhelm, welcher den Verein häufig geleitet hatte als stellvertretender Director, erhielt ein werthvolles Andenken. — Später trieb R. Wagner wiederholt an ihm, wieder einen gemischten Chor ins Leben zu rufen. So sehr Wilhelm das Bedürfniß fühlte und einen gemischten Chor als die Krone des Gesanges betrachtete, konnte er sich doch nicht zur Gründung

entschließen, weil er kein rechtes Vertrauen in die Ausdauer der Mitglieder besaß. Diese Befürchtung erwahrte sich theilweise, als nachher unter Munzinger und Kirchner der „Gemischte Chor" ins Leben trat; es happerte; Wilhelm übernahm 1864 die Leitung für ein Jahr, mußte dieselbe aber aus Gesundheitsgründen bald an Hegar übergeben, unter dessen Direction der Verein sodann eine schöne Blüthe entwickelte.

Zu Ende 1850 trat Fr. Abt, der damals die Harmonie übernahm, von der Direction des „Stadtsängervereins" zurück und es wurde nunmehr im Januar 1851 Wilhelm zum Director berufen, an welchen der Vereinspräsident, M. Hauck, (mit dem er später in eine noch viel engere Verbindung treten sollte) eine herzliche Ansprache hielt. Der Stadtsängerverein war 1826 von H. G. Nägeli gestiftet und von ihm als Präsident geleitet worden bis zu seinem Tode 1836; Director war 1827 A. Gersbach; 1835 Espenmüller; 1836—1838 J. U. Wehrli; 1839—1840 Krauskopf; 1841 A. Müller; 1842—1847 Fr. Baumann und 1848—1850 Fr. Abt. Wilhelm übernahm die Leitung mit Freuden, mit dem Vorsatze, „des Stifters eingedenk zu bleiben." Am 2. October wurde das 25jährige Jubiläum des

Vereins gefeiert, zur Erinnerung an seine Directoren von jedem eine Composition gesungen (von Wilhelm das Ave Maria) und der Stadtrath beschenkte den Verein mit einem silbernen Becher. Wilhelm faßte die Aufgabe sehr ernst an und gründete im Verein auch einen Halbchor, um für die Bestrebungen des Kunstgesanges einen festen Kern zu erhalten. Das war freilich den Mitgliedern, die in einem Gesangvereine mehr die Kurzweil suchten, nicht gar erwünscht und es wurde der Director mit anonymen Unfreundlichkeiten bedacht. Er setzte sich darüber hinweg, verwies die gesellige Fröhlichkeit in den zweiten Akt beim Glase Wein, während im ersten Akt mit Eifer gearbeitet werden solle. Der Verein, der diese Anschauung im Großen theilte, brachte ihm 1852 einen Fackelzug und überreichte ihm eine goldene Kette als Zeichen der Anerkennung. Man muß ihn gesehen haben mitten im Kreise seines Vereins, mit welchem Fleiß und Präcision er die einzelnen Stimmen durchnahm, dann sie zusammenfügte, mit dem feinsten Ohre die Unebenheiten corrigirte und in der Direction so accentuirte, daß Alles an seinem Auge hieng, und wie er nicht nachließ, bis er eine richtige Auffassung der Composition und eine treue Wiedergabe derselben erzielt hatte. Dann setzte er sich vor Freude bisweilen an den Flügel und ließ sie in

freier Phantasie ausströmen oder gab auch in gewandter und witziger Rede seinen Gedanken und Empfindungen Luft. Er wollte aufwärts und sie alle zur Kunsthöhe emporheben. Was ihm auch sein Freund Carl einwendete, er nehme das Ziel zu hoch, die Mittel reichen nicht aus, es bleibe im glücklichen Fall eine Treibhauspflanze, wo es vom kleinsten Zufall (Heiserkeit, Detonation u. dgl.) abhange, ob die mühsam herangebildete Kunstleistung nicht völlig mißlinge, er solle die Ansprüche und die Anstrengung mäßigen und die Sänger in leichtern Compositionen mehr zur eigenen Freude, mehr für den Selbstgenuß und für den geselligen Frohklang singen lassen, — nichts konnte ihn irre machen und er blieb bei seiner ernsten Tendenz. Dabei entwickelte er eine gehörige Energie gegen nachlässige Sänger und erinnerte sie in einer Weise an ihre Aufgabe, daß sie deren eingedenk blieben. Das Nebeneinander der Vereine in Zürich, das bisweilen einigen Mißklang gab, hatte die gute Wirkung, daß der Wetteifer angetrieben wurde und die Directoren wußten diese Motive zu verwenden: es war aber in der persönlichen Zusammensetzung der Vereine, namentlich auch der deutschen und der schweizerischen Elemente, eine solche Verschiedenheit, daß die Resultate unter jeder Leitung verschiedene bleiben mußten. Die Gesangsdirection

war für Wilhelm selbst eine lehrreiche Schule, die Einübung führte am besten in die Geheimnisse des Kunst- und Volksgesanges hinein und zeigte dem Componisten die Klippen, und hinwiederum besaß er im Vereine den Chor, aus dessen Vortrage er eben sowohl die Vorzüge und Schwächen seiner eigenen Compositionen unparteiisch heraushören, als seine Lieder unter seiner eigenen Leitung in engern und weitern Kreisen in bester Ausführung zur Kenntniß bringen konnte.

Neben den regelmäßigen Uebungen und den Kränzchen, Concerten und öffentlichen Aufführungen, die der Stadtsängerverein von Zeit zu Zeit gab, erforderte auch die Vorbereitung auf die Gesammtchöre und Wettgesänge der eidgenössischen Sängerfeste ziemliche Anstrengung. Das erste eidgenössische Sängerfest wurde 1843 in Zürich abgehalten (80 Vereine mit 2100 Sängern); das zweite 1846 in Schaffhausen; das dritte 1848 in Bern; das vierte 1850 in Luzern. Der Stadtsängerverein hatte bei allen diesen Festen, sowie den 26. October 1848 bei der Einweihung des Nägeli-Denkmals tapfer mitgewirkt und sich im Kunstwettgesang Preise erobert, aber nicht in vorderer Linie. Nun galt es, auf das fünfte Fest 1852 in Basel sich recht zusammenzunehmen;

der Stadtsängerverein unter Wilhelms Leitung sang das Nachtlied von C. Kreutzer und brachte den 6. gekrönten Preis nach Hause; auf dem sechsten Fest 1854 in Winterthur errang er mit dem Lichtschöpfer von Nägeli den 2. Preis, und auf dem siebenten Fest 1856 in St. Gallen mit dem Brautgesang von K. M. Kunz den 3. gekrönten Preis. Das achte Fest fiel 1858 wieder auf Zürich (111 Vereine mit 3458 Sängern). Uebungsgemäß nahmen die Sänger des Festortes keinen Antheil an den Wettgesängen, dagegen sangen sie unter Wilhelms Leitung den von ihm componirten und von G. Keller eigens hiefür gedichteten Sängergruß: „Da ist der Freiheit Silberschild gar hell und rein erklungen!" Wilhelm ward zum Präsidenten des Kampfgerichtes ernannt und schrieb nachher im Namen desselben und in mustergültiger Weise den gedruckten „Bericht ans Centralcomite des eidg. Sängervereins über die Leistungen der wettsingenden Vereine." Es wird darin jeder einzelne der wettsingenden Vereine mit der feinsten Detailkenntniß behandelt und Lob und Tadel mit ungeschminkter Wahrhaftigkeit ausgestreut. Es war zum erstenmale, daß die Critik in so competenter Weise heraustrat und es birgt das kleine Büchlein (46 Seiten) eine Fülle von praktischen Winken für Gesangvereine und ihre Leiter. Zur Charakteristik

mögen hier einige allgemeine Stellen aus der Einleitung und dem Schluſſe dienen:

„Die Vorprüfung für die erſte Abtheilung der Wettgeſänge (Volksgeſang) übernahmen die Herren Heim, Kurz, Liebe und Breitenbach. Es wurde freigeſtellt, von den Vereinen, je nach den Leiſtungen, ganze Lieder oder auch nur einzelne Stellen aus dem Feſthefte vortragen zu laſſen. Das Reſultat der Vorprüfung entſprach im Allgemeinen, obgleich nur die leichtern Geſänge des Feſtheftes zur Prüfung gewählt wurden, unſern Erwartungen nicht. Mit Ausnahme einiger Vereine haben die meiſten mittelmäßig, einzelne ſogar ſchlecht geſungen. Faſt durchweg ließen die Vorträge edle Tonbildung, rhythmiſche Schärfe, Präciſion der Einſätze, harmoniſche Reinheit (beſonders bei Molltonarten), dynamiſche Schönheit, deutliche Ausſprache, geiſtige Auffaſſung, und lebendige Durchdringung von Wort und Ton vermiſſen. Wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß die wettſingenden Vereine das Feſtheft zum größern Theile mit Fleiß eingeübt hatten, ſo blieben die Leiſtungen doch ſehr hinter den Anforderungen zurück, welche man an Wettſänger zu ſtellen berechtigt iſt.

„Mehrere Urſachen mögen auf dieſe betrübende Erſcheinung eingewirkt haben: Einmal nehmen viele

Vereine die Aufgabe zu leicht und melden sich zum Wettgesang, ehe sie nur durch einigermaßen tüchtige Leistungen ihre Berechtigung dazu bewiesen haben. Andere beziehen das Festheft zu spät, so daß sie nicht mehr Zeit finden, neben dem Wettgesang auch noch der Einübung der Gesammtchöre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Ein künftige Revision sollte durch strengere Bestimmungen über die Aufnahme in den eidgenössischen Sängerverein dem allzugroßen Andrang entgegen steuern, und nur dann die Aufnahme gestatten, wenn entweder schon bedeutende Leistungen von solchen Vereinen bekannt sind, oder aber eine spezielle Prüfung ihrer Kräfte deren Tüchtigkeit herausgestellt hat. Ein zweiter Grund liegt offenbar an der Mehrzahl der Directoren, denen der nöthige Grad musikalischer Bildung und Befähigung mangelt, sich mit Geist und Wärme in Gedicht und Composition vertiefen und die darin liegende Stimmung so lebendig wieder gestalten zu können, um die Sänger dafür zu begeistern. Zudem gebricht es Vielen an der erforderlichen Schärfe des Gehörs, um alle Stimmen genau zu kontroliren und etwa vorkommende Fehler rasch zu verbessern. Daß viele Directoren im Chore selbst mitsingen, scheint uns aus dem Grunde nachtheilig zu sein, weil sie, durch diese persönliche Mitwirkung selbst zu sehr in An-

ſpruch genommen, den Sängern nicht mehr die volle Aufmerkſamkeit zuwenden können, ſowie weil umgekehrt eine energiſche und aufmerkſame Leitung den Director hindert, mit der nöthigen Ruhe und Sorgfalt ſelbſt zu ſingen. Wir glauben überhaupt annehmen zu dürfen, daß die Lokalvereine, beſonders auf dem Lande, zu wenig Werth auf Stimmbildung und regelmäßige Entwicklung der Gehörs durch Uebungen im Notenleſen und Treffen der Töne, ſowie auf deutliche Ausſprache und richtige muſikaliſche Declamation legen. Es muß ferner als ein Uebelſtand hervorgehoben werden, daß die Vereine ſich durchſchnittlich an zu ſchwierigen Compoſitionen verſuchen, denen ſie mit ihren Kräften und ihrer Vorbildung durchaus nicht gewachſen ſind. Daher kommt zum größten Theil dieſe vorherrſchende Unſicherheit in harmoniſcher und rhythmiſcher Beziehung, daher das ängſtliche Feſthalten an den Notenheften, der gänzliche Mangel an einer gewiſſen Freiheit im Vortrag durch volle Beherrſchung der techniſchen Schwierigkeiten. Es wäre daher ſicher im wohlverſtandenen Intereſſe der Landvereine, wenn ſie ſich entſchließen könnten, ſtatt auf die größere Schwierigkeit mehr auf die Schönheit der Compoſition zu ſehen, und um dieſe zur Geltung bringen zu können, ſich an einfachern Geſangſtoff zu halten.

„Wenn auch dieſe Vorprüfung für das Gelingen der Wettgeſänge und der Hauptaufführung keine großen Erwartungen zu erwecken vermochte, ſo war doch kein erheblicher Grund vorhanden, die ſcheinbare Gehäſſigkeit auf ſich zu laden, einen Verein unmittelbar vor dem Feſte, nachdem ſein Wettgeſang ſchon im Programm aufgenommen worden war, auszuſchließen, und zwar um ſo weniger, als die Sänger ſeit der erſt vor kurzer Zeit erfolgten Einführung der neuen Statuten ſich mit den viel ſtrengern Beſtimmungen derſelben noch nicht hinreichend vertraut gemacht hatten. Für die Zukunft aber würden wir deren ſtrenge Handhabung ſehr empfehlen und dabei die Beſtimmung aufnehmen, daß ein Verein, ehe er zum Wettgeſang berechtigt iſt, längere Zeit vor dem Feſte auf ſeine Anmeldung hin in ſeinem Heimatsorte eine tüchtige Vorprobe beſtehen müſſe.

„Wir gehen über zur Beſprechung der von den wettſingenden Vereinen der zweiten Abtheilung (Kunſtgeſang) abgelegten Vorprobe, welche den Herren Dr. Faißt, A. Walter und Baumgartner übertragen wurde. Es freut uns, die Mittheilung voranſtellen zu können, daß dieſelbe ein weitaus günſtigeres Reſultat ergab. Einige der vorzüglicheren Vereine löſten ihre Aufgabe zur vollſten Zufriedenheit; andere aber hatten die ihnen vorgelegten Chöre noch nicht in voller

Gewalt, indem sich noch an einzelnen Stellen rhythmische und harmonische Schwankungen heraushören ließen. Im Ganzen dürfen wir auch hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Vereine, welche den Kunstgesang pflegen, weit mehr auf Schönheit des Tons, auf Klarheit und Deutlichkeit der Aussprache, auf tiefere Durchdringung und Belebung von Gedicht und Musik, besonders auch auf reichere und feinere dynamische Nüancirung halten sollten. Die Directoren dürfen nicht außer Acht lassen, daß die Anforderungen im Kunstgesang weit höher gestellt werden müssen als in der ersten Abtheilung.

„Ihre Hauptaufgabe besteht darin, den Sängern durch klare Analyse einer Composition in ihrem Periodenbau, besonders an Stellen, wo keine combinirtere polyphone Stimmführung eintritt, ein tieferes Verständniß aufzuschließen. Sie sollen die Momente bezeichnen, wo einzelne Motive besonders hervorzuheben sind, nach ihrer größern oder kleinern Bedeutung. Ohne das schöne Ebenmaß und die einheitliche Gestaltung einer Composition aus dem Auge zu verlieren, muß im Kunstgesang der Vortrag doch bis ins kleinste Detail hinein berechnet sein, um den verschiedenen Stimmungen durch charakteristische Haltung des ganzen Vortrages gerecht zu werden. Daß sich viele Vereine dieser höhern und schwierigern Auf-

gabe noch nicht bewußt sind, bewies auch diese Wettgesangaufführung. Diejenigen, welche das Glück hatten, tüchtige bewährte Musiker an ihrer Spitze zu sehen, traten mit ihren Leistungen vor den übrigen Vereinen bedeutend vortheilhafter hervor und bestätigten die Richtigkeit der vorhergehenden Bemerkungen. Gegründet auf die Erfahrungen der Vorprüfung würden wir auch an diese zweite Abtheilung über das Einüben des Festheftes höhere Anforderungen stellen, indem es im Kunstgesang nicht genügen kann, bloß den Beweis zu liefern, daß man das Festheft im Allgemeinen eingeübt habe; es darf gewiß mit Recht verlangt werden, daß die Vereine sich mit demselben so vertraut gemacht haben, um die Chöre auch schön in jeder Beziehung vortragen zu können."

„Wir erlauben uns nun, noch einige Bemerkungen über den Unterschied zwischen Volks- und Kunstgesang beizufügen, die jedoch, weil sie nur individuelle Ansichten wiedergeben, durchaus keinen Anspruch auf allgemeine Geltung machen, vielmehr nur anregend der spätern definitiven Lösung dieser Frage vorangehen wollen.

„In die Abtheilung „Volksgesang" würden wir einmal das eigentliche Volkslied, wie es eben im Munde des Volkes lebt oder gelebt hat, aufnehmen.

Um aber das seiner Natur nach einstimmige Volkslied in den vierstimmigen Männergesang einführen zu können, müßte es natürlich im rein vierstimmigen Satze gesetzt sein. Als Muster in dieser Beziehung weisen wir auf die einstimmigen Volkslieder von Frd. Silcher hin, zum Theil auch auf die treffliche Sammlung von J. Rietz und L. Erk. Wie volksthümliche Lieder ihrem Inhalt und der Form nach gestaltet sein sollen, bewies uns H. G. Nägeli mit seiner Sammlung „der schweizerische Männergesang" und mit verschiedenen andern Werken, aus denen noch manche Perle gehoben werden könnte. Als weitere Anforderungen stellen wir noch folgende Punkte auf:

1) Eine volksthümliche Composition soll als Strophenlied behandelt sein (das durchcomponirte Lied würden wir dem Kunstgesang vindiciren);
2) soll die Harmonie einfach sein, mit Ausschluß von Modulationen in entferntere Tonarten durch chromatische oder enharmonische Stimmführung. Wenn wir auch die Durtonarten für diese Abtheilung geeigneter halten, so würden wir dennoch, um die Sänger an den wichtigen Unterschied der Tongeschlechter zu gewöhnen und der Einseitigkeit vorzubeugen, die Molltonarten nicht ausschließen, wie es Nägeli vorherrschend that;

3) sollen die Lieder melodisch-rhythmisch vorherrschend einfach, leicht faßlich und zu Gehör gehend sein, so daß sie nach tüchtiger Uebung bald auswendig und frei gesungen werden könnten;
4) soll der Text mehr syllabisch als melismatisch behandelt sein;
5) soll sich Melodie und Harmonie im natürlichen Umfange der Stimmen bewegen, so daß einfache Kräfte zu guter Ausführung hinreichend sind (im ersten Tenor etwa bis g, höchstens a; im zweiten Baß g bis f);
6) soll die Stimmführung nicht complicirt sein, schwierige Sprünge sind zu vermeiden; alle contrapunktischen Kunstformen gehören sachgemäß nicht in diese Abtheilung.

„Aus dem zum Theil schon Gesagten geht nun hervor, daß in die Abtheilung „Kunstgesang" Compositionen von größerm Umfang, namentlich das durchcomponirte Lied, die Motette, Hymne 2c. gehören. Hier sind alle reichern Kunstformen und Kunstmittel am Platz: die Modulation in reicher Entwicklung in nähern und entferntern Tonarten; Contrast von Dur und Moll; vorherrschend polyphone Stimmführung; Alterniren von Solo- und Chorgesang; feinere dynamische Nüancirung; reichere Gegensätze in den Gemüthsstimmungen; Ueberwiegen

des melismatischen Gesanges; größerer Umfang der Stimmen.

„Wir würden zwar durchaus nicht die Bedingung stellen, daß in dieser zweiten Abtheilung nur Compositionen von bedeutender Schwierigkeit aufgenommen werden dürften, weil wir der Ansicht sind, daß wenn ein Vortrag allen Gesetzen des Schönen in vollendeter Weise gerecht werden will, immerhin ein Verein bedeutende Anstrengungen zu machen veranlaßt sein wird; wohl aber würden wir das einfache Strophenlied und das Volkslied hier ausschließen.

„Wir geben der Hoffnung Raum, daß bei einer Revision der Statuten das Kampfgericht angewiesen wird, auch den Werth eines Wettgesanges in musikalischer und poetischer Beziehung in Betracht zu ziehen; dann werden Vereine, die sich bedeutendere Aufgaben stellen und dieselben auf schöne Weise lösen, nicht nur einen ästhetisch höhern Standpunkt einnehmen, sondern auch Vereinen gegenüber, die einfachere Compositionen wählen, gleich gute Leistungen natürlich vorausgesetzt, in entschiedenem Vortheil sein.

„Schließlich erlauben wir uns, für weniger routinirte Direktoren der Lokalvereine noch einige Winke über Einübung der Wettgesänge zu geben, die sich auf eigene mehrjährige Erfahrung stützen.

lich, bemerke, wo einzelne Stellen den übrigen Stimmen gegenüber hervortreten müſſen; er füge auch die Zeichen fürs Athemholen bei.

6) Findet der Direktor nach dieſem einläßlichen Studium, durch welches ihm die Compoſition gewiſſermaßen ganz zu eigen werden ſoll, noch einige Stellen, wo er über Sinn und Bedeutung noch nicht ganz im Klaren iſt, ſo wende er ſich mit Vertrauen an bewährte Muſiker, die ihm gewiß gern mit Rath und That an die Hand gehen werden.

d. Iſt er nun auf dieſe Weiſe vollſtändig vorbereitet, ſo gehe er ans Einüben. Zuerſt gebe er eine klare Auseinanderſetzung des Gedichts und der Compoſition: welche Stimmungen darin zum Ausdruck kommen ſollen. Er laſſe erſt den Text deutlich recitiren. Dann ſpiele er wo möglich die Compoſition erſt vor; ein gutes Inſtrument, am beſten ein Piano, würde das Einüben ſehr unterſtützen. Ebenſo wäre es wünſchenswerth, wenn die Probe in größern, acuſtiſch gut gebauten höhern Räumen ſtattfinden könnte. Die ſchwierigern Stellen übe er ſtimmenweiſe allein; fallen ſie in Stimmlagen, die für die Sänger ſehr anſtrengend und unbequem ſind ſo laſſe er dieſe Stellen, um die Organe nicht unnöthig zu ſehr anzuſtrengen, zuerſt durch Trans-

position in bequemern Lagen singen, und erst, wenn sie sicher im Gehör sind, wieder in der vorgeschriebenen Tonhöhe.

„Ein Hauptgewicht lege er auf Präcision der Einsätze, auf rhythmisch scharfe Gliederung des Periodenbaues, auf deutliche Aussprache, auf Schönheit und Modulation der Klangfarbe, auf dynamische Belebung. Er trachte, die Sänger mit ihrer Aufgabe recht vertraut zu machen und sie für dieselbe warm zu begeistern; er lenke ihr Gehör auch auf die übrigen mitsingenden Stimmen, besonders bei Stellen, wo die letztern mehr hervortreten müssen; er gewöhne sie daran, aus dem Musikhefte heraus auf den Takt, auf seine Leitung zu schauen, zu welchem Zwecke es besser wäre, wenn er selbst nicht mitsänge, weil er dann alle scharf im Auge haben könnte. Wenn sich die Sänger mit der Composition ordentlich vertraut gemacht haben, soll mit dem Instrument nicht mehr begleitet werden. Ist Alles nun so weit vorbereitet, so nehme er die Proben in verschiedenen Lokalen vor, um die Klangwirkung und die Tragweite der Stimmen kennen zu lernen; schließlich lasse er den Chor in der Kirche und vor einem Publikum singen, daß sich die Mitglieder ans Auftreten in größern Räumen gewöhnen und eine gewisse Befangenheit überwinden lernen."

Auf das neunte eidg. Sängerfeſt 1860 in Olten hatte der Stadtſängerverin Geibels Abendfeier „Ave Maria“ einſtudirt und es hofften die Sänger, ihrem Director mit dieſer ſeiner eigenen Compoſition Ehre zu erweiſen und ſich einen ſchönen Preis im Wettgeſange zu erringen. Die letzten Proben waren ſehr gut ausgefallen und es war das Lied vielleicht nur zu ängſtlich eingeübt. Genug, am Hauptfeſte in Olten mißlang der Wettgeſang durch Detonation völlig, ſo daß der Verein ſich freiwillig von der Preisbewerbung zurückzog. Das war ein fatales Mißgeſchick, für den Verein ſowohl als für Wilhelm, der ſich ſo viel Mühe gegeben hatte. Er ſchrieb darüber an einen Freund: „Das Oltenerfeſt iſt ſehr gut ausgefallen, nur unſer Verein hatte ein mir noch jetzt faſt unerklärliches, jedenfalls nicht geahntes Mißgeſchick: wir machten durch Detonation total Fiasco. Die große Hitze und ein Theil der jüngern Mitglieder, welche zum erſtenmal ins Feuer geführt und von Angſt und Befangenheit ergriffen wurden, müſſen vorherrſchend als Urſache betrachtet werden; denn die Hauptprobe in Zürich und noch vier Stunden vor dem Concert die in Olten ſelbſt war erfreulich und ließ uns ein gutes Reſultat erwarten. Es ſollte nun einmal nicht ſein: der Verein wird aus dieſer Erfahrung für die Zukunft Manches gelernt

haben." *) Er suchte sich auf dem Rigi Erholung und führte dann nachher die Uebungen im Stadtsängerverein mit ungestörter Energie fort. Aber allmälig entwickelte sich eine Differenz, die schon lange im Keime vorhanden gewesen war, mehr und mehr zu Tage: es traten Parteiungen auf im Vereine, die zuletzt dazu führten, daß Wilhelm im Jahre 1862 die Direction niederlegte. „Beim Schreiben des Entlassungsgesuches ergriff mich tiefe Wehmuth, in der Erinnerung an so viele schöne Pläne und Hoffnungen seit Uebernahme der Leitung, die sich leider wegen der Philisterhaftigkeit und des Mangels an Begeisterung für Gesang und Poesie und höhere Geselligkeit nicht realisiren ließen", und nach einer andern Seite schrieb er: „Die Direction des Stadtsängervereins habe ich in Folge der Neuwahlen des Vorstandes und persönlicher widersprechender Ansichten über Aufgabe und Stellung des Vereins zwischen dem Präsidenten und mir niedergelegt. Welche Folgen daraus entstehen, wird sich bald zeigen, denn ich weiß, daß ich meine Pflicht erfüllt und mir viele

*) Die genauere Geschichte des eidg. Sängervereines findet sich im Festberichte von J. Heim zum 25jährigen Jubiläum 1868 in Solothurn, an welch letzterem auch obige schöne Composition, das Ave Maria von Wilhelm, als er schon im Grabe schlief, im Gesammtchor eine herrliche Aufführung erlangt hat.

Mühe gegeben habe, den Verein musikalisch und geistig zu heben." Munzinger übernahm die Direction des Vereins und späterhin ist in Folge von Vereinigung mit dem Männerchor der Name Stadtsängerverein erloschen.

Ein Kern von Mitgliedern war mit Wilhelm ausgetreten. Sie bildeten unter seiner Leitung das sog. BB Kränzchen, das sich hernach „Baumgartner-Verein" nannte, und als sich mehr und mehr neue Sänger anschlossen, den Namen „Männerchor der Stadt Zürich" annahm. In diesem Kreise blühten ihm manche schöne Abendstunden.

Der Zürcherische kantonale Sängerverein hatte beim Jahresfest 1852 in Thalweil Wilhelm zum Vicedirector erwählt und er beschäftigte sich in den folgenden Jahren emsig mit der musikalischen Förderung der Gesangvereine der beiden Seeufer. Bei den Aufführungen in Horgen und Meilen im Jahre 1857 dirigirte er sich bei regnerisch windigem Wetter in starken Schweiß hinein und erholte eine heftige Rippenfellentzündung, die er zwar sehr sorgfältig auspflegte, von der er sich aber nur langsam erholte, und es blieben vermuthlich von daher die Keime seiner spätern Leiden im Organismus zurück. „Die

Zeit der Krankheit, bemerkte er heiter, war zum Nachdenken sehr geeignet und hat Manches zur Reife gebracht, was sonst noch lange geschlummert hätte.“ Im Jahre 1862 nahm er den Austritt als Director des Sängervereins vom Zürichsee.

IV. Wilhelm als academiſcher Muſikdirector.

Selber im academiſchen Leben aufgewachſen zog es Wilhelm ſein Leben lang mit Vorliebe in academiſche Kreiſe und er hatte gerne ſchon frühe die Leitung des Studenten-Geſangvereins übernommen. Mit der Gründung der Schweizeriſchen polytechniſchen Schule ſchloſſen ſich auch die Polytechniker an. Später aber giengen die Studenten und Polytechniker aus einander, beide unter Wilhelms Leitung. Die friſche Jugend ſprach ihn an und wenn auch unter dem Einfluß des ſtäten Wechſels die feine Ausbildung der Stimme und des Vortrags bisweilen zu wünſchen übrig ließ, ſo bot dafür die verſtändnißvolle Aufnahme des Textes und die ideale Richtung genug Erſatz: es wehte Freiheit und Poeſie unter den jungen Leuten und Wilhelm gewann ſich dabei manchen lieben Schüler und ſpätern Freund. *) Bei Stiftungsfeiern, Concerten und am Grabe von Profeſſoren oder Studenten ertönte mancher ſchöne Chor und man fühlte es den Sängern an, daß ſie Schule und Natur

*) Er redigirte auch das Liederbuch der Helvetia und des Zofingervereins, ſowie das Soldatenliederbuch von Egli.

vereinigt hatten. Am schönsten war die Wirkung, wenn Wilhelm, was bisweilen in Abendkränzchen geschah, die Studenten, die Polytechniker und den Männerchor zusammen zog. Er hielt dafür, daß die Pflege des Gesanges als ein geeignetes Mittel zur Veredlung academischer Ungebundenheit von den Behörden aus ernsthaft unterstützt und befördert werden sollte. Im Jahre 1859 wählte ihn die Regierung zum Musikdirector der Universität Zürich, mit der Verpflichtung, den Studentengesangverein zu leiten und an der Universität Vorlesungen über Musik zu halten; und der polytechnische Schulrath, wenn auch eine officielle Stellung nicht geschaffen werden konnte, gab ihm auf dem Wege von Gratifikationen die Anerkennung und Aufmunterung für die Bestrebungen im polytechnischen Gesangverein zu erkennen.

Im Jahre 1864 eröffnete Wilhelm die Vorlesungen an der Universität über Harmonielehre, verbunden mit praktischen Uebungen im vierstimmigen Satze. Er las zwei Semester und führte seine Aufgabe gewissenhaft aus. Es hörten ihn namentlich Theologen, die später in die Lage kommen können, auf Kirchen- und Volksgesang einzuwirken. Die Regierung honorirte seine Stellung auch dann

noch, als er durch Krankheit am Vorleſen gehindert ward.

Eine ähnliche Aufgabe hatte er im Frühling 1865 gemeinſam mit J. Heim, Director der Harmonie, für die Bildung des Volksgeſanges unter den Volksſchullehrern übernommen. Die Anregung und finanzielle Leiſtung gieng von der Muſikcommiſſion der zürch. Schulſynode aus, welche durch die Herausgabe der Synodal-Geſangshefte erhebliche Mittel zur Verfügung hatte. Die Schulcapitel wählten aus den Anmeldungen für den Geſangdirectorencurs je in einem Bezirk vier Sänger, die nach ihrer Stimmlage und Befähigung ein brauchbares Quartett von zwei Tenören und zwei Bäßen bilden ſollten, was aber nicht allenthalben zutraf; die Stadt Zürich ſtellte ein Octett und zwei Reſerviſten: im Ganzen ein ſtattlicher Chor von fünfzig Männern, die als Sänger, Geſanglehrer und Directoren theilweiſe ſchon oft, vielfach und lange functionirt und ſich bewährt hatten. Wilhelm wurde für allgemeine Muſik- und Harmonielehre und Heim für Geſang- und Directionsunterricht berufen. Beide ſtrebten nach beſtem Wiſſen die geſtellten Aufgaben zu erfüllen, und wo die kurze, aber ſtreng benutzte Friſt von 14 Tagen (in den Schulferien; die Lehrer mußten in der Stadt leben,

einzig und unausgesetzt für diesen Zweck) nicht zu vollständiger Lösung ausreichte, wurden die Pfade bezeichnet, auf welchen bei gutem Willen das Angedeutete gründlich zu erlernen und weiter fortzubilden wäre. *)

Wilhelm hatte sich auch eifrig bethätigt im Jahre 1862 bei der Gründung des Orchestervereins, durch welchen in Zürich ein stehendes Orchester ins Leben gerufen worden ist. Reg.-R. Hagenbuch, sein Freund, hat als Präsident des Vereins auf diesem Wege viel gethan für die musikalische Belebung von Zürich. — Daneben wurde von Wilhelm lange Zeit der Gedanke erwogen, vor einem gemischten Kreise von Kunstfreunden Vorlesungen über Musikgeschichte zu halten: sie sollten vorherrschend biographisch gehalten und die charakteristischen Werke auf dem Pianoforte zum Verständniß gebracht werden. — Mit Kirchner nahm er Rücksprache über die Gründung einer Musikschule in Zürich, und so schlummerten noch manche Gedanken und Projecte in ihm, — aber es kamen andere Tage.

*) Siehe das Nähere in dem Berichte von J. Heim als Abdruck aus den Verhandlungen der Zürch. Schulsynode.

V. Wilhelm als Künstler und Mensch.

In allen Richtungen, in denen sich Wilhelms Leben bewegte, war Musik und Gesang seine treue Begleitung und er suchte mit dieser Kunst verschiedenen Zwecken zu dienen. Als im Jahre 1852 in der Schweiz die National-Subscription aufgenommen wurde, um den Sonderbundskantonen die Zahlung der Kriegsschuld an die Eidgenossenschaft zu erleichtern, gab der Stadtsängerverein ein Concert, um aus der Einnahme auch sein Scherflein beizutragen. Ebenso für den Brand in Kappel (Kt. St. Gallen) 1854, in Verbindung mit Harmonie und Sängerbund; und 1861 beim Brand von Glarus steuerte der Stadtsängerverein, ohne ein Concert zu geben, von sich aus 1100 Fr. Die Gesangvereine (unter Heims Leitung) wirkten 1859 beim Jubiläum Schillers mit und 1863 bei der Uhlandsfeier. Als die Urkantone auf dem Mythenstein dem Sänger Wilhelm Tells das sinnigste Denkmal setzten, schrieb Wilhelm die Composition für die von P. Gall. Morel gedichteten Festgesänge. Der Stadtsängerverein sang am Grabe des Naturforschers Oken, des freisinnigen Theologen Chorherr Cramer, des Geschichtschreibers

Hottinger, des jungen Mathematikers Steiner und der Sangesfreunde Dr. Peyer und Hüni. Und als Altermatt nach Costarica zog und Dr. Heußer nach Brasilien, gab Wilhelm den Freunden im Gesange den Abschiedsgruß.

Die Kunstsinnigkeit zog ihn auch in weitere Kunstkreise. Er erheiterte manche Stunde der Zürch. Künstlergesellschaft, deren Ehrenmitglied er war, mit Gesang und Piano, und trat in freundschaftliche Verbindung mit dem Thiermaler Koller, Landschaftsmaler Suter, Maler Winterhalter in Paris und Kupferstecher Weber in Basel, sowie er auch stets eine stille Bewunderung hatte für Semper, den geistvollen Architekten. Viel Anregung empfing er von dem Aesthetiker Vischer und in persönlich befreundetem Umgange von dem Kunsthistoriker Burkhart, von dessen zarten Gedichten er mehrere componirt hat.

Auf dem Gebiete der Musik war Wilhelm ein völlig neidloser Verehrer des Schönen, wo und bei wem immer es sich finden mochte. Die kleinen Rivalitäten, die so oft das Leben versäuern, hatten keine Nahrung in seinem Gemüthe. Er hegte eine tiefe Verehrung für H. G. Nägeli, der in so Vielem sein Vorgänger und Vorbild war. „Heute Abend,

ſchrieb er 1853 ins Tagebuch, habe ich noch ſämmtliche 60 Schweiz. Männerchöre von Nägeli wieder durchgeſehen und zum Theil geſpielt. Mehrere Chöre ſind ausgezeichnet in Anlage und Durchführung, beſonders auf Maſſen berechnet. In formeller und erfinderiſcher Beziehung jedoch tragen ſie vorherrſchend ſo ähnliches Gepräge, daß ſie ſehr ermüden und jedenfalls den Vorwurf der Monotonie nicht in Abrede ſtellen können. Immerhin haben ſie außerordentliches Verdienſt, beſonders wenn man die Zeit ihrer Entſtehung, wo die Cultur des Männergeſanges erſt in der Entwicklung lag, berückſichtigt. Zugleich dürfen ſie als Vorbilder einfacher, richtiger Stimmführung und richtiger Declamation gelten und zwar weitaus mehr als die neuern inſtrumentalen Richtungen des Männergeſanges, wo ſo ſelten die richtige Grenze der Stimmlagen innegehalten wird. Nägeli legt mitunter die Tenorſtimme in eine ſo tiefe Lage, daß ſie wenig Klang mehr haben kann; verwendet es aber meiſtens mit richtigem Verſtändniß, indem ſolche Stimmen etwas dämmerndes, dunkles Klanggepräge haben ſollen. Nicht weniger verdient der Geſinnungsadel und die Begeiſterung fürs Vaterland rühmliche Erwähnung, wenn auch nicht ignorirt werden darf, daß der Mangel an paſſenden Gedichten viele philiſterhafte Texte von Dilettanten in

seine Hand führte, die weit entfernt sind, auch nur annähernd höhern Ansprüchen an Poesie zu genügen. Immer aber und durch alle Perioden des Männergesanges werden die Blüthen der Nägelischen Muse großartig dastehen, wie sie auch unmittelbar als Beweis ihres Schwunges und der Begeisterung ins Volk übergegangen sind: Stehe fest, Nation, Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet und der Lichtschöpfer — die Perle von allen." — Gegen seinen Lehrer und Freund A. Müller blieb er zeitlebens dankerfüllt und wirkte zu dessen Jubiläum 1859 vermittelst des Stadtsängervereins freudig mit. Wilhelm schrieb damals einige Lebensnotizen in die Neue Zürcherzeitung, die den Lehrer wie den Schüler ehren.*) Müller starb 53 Jahre alt 1863; an

*) Nr. 49 der N. Zürcher-Zeitung vom 18. Febr. 1859: „A. Müller kam 1834, in der vollen Blüthe seiner Jahre, auf einer größern Concertreise durch Süddeutschland begriffen, nach Zürich. In Erfurt, wo er 1808 geboren, hatte er unter der tüchtigen Leitung der als Theoretiker auch in weitern Kreisen bekannten Lehrer M. G. Fischer und Gebhardi vortreffliche Studien gemacht; später trat er als damals schon sehr vorgerückter Clavierspieler in die Schule des seiner Zeit ersten Virtuosen N. Hummel, der ihn in den Geist und Vortrag seiner bedeutendsten Werke einweihte und selbst zu eminenter Virtuosität heranbildete. Einige Zeit nachher erfreute er sich des freundschaftlichen und künstlerisch sehr anregenden

ſeinem Grabe ſangen der Stadtſängerverein und die Harmonie, in Verbindung mit der Orcheſtermuſik. „Er hatte viel zu leiden gehabt, bemerkte Wilhelm, und bittere Erfahrungen durchzumachen.“ — Von

---

Umganges mit dem vorzüglichen Lehrer und Componiſten A. Andrs in Offenbach, ebenſo bildend und ſeiner weitern muſikaliſchen Entwickelung förderlich erwieſen ſich öftere Ausflüge in das benachbarte Frankfurt, wo unter Guhrs trefflicher Leitung Concert und Oper blühten.

Nach längerem Aufenthalt in den Niederlanden, wo Müller mit vielem Erfolg concertirte und ſeine erſten Claviercompoſitionen, meiſtens Phantaſien und Variationen über niederländiſche Volksmelodien, herausgab, führte ihn beſagte Reiſe nach Zürich. Voll Feuer und Begeiſterung für die Kunſt, gewandt und elaſtiſch in jeder Beziehung, ließ es ſich nicht anders erwarten, als daß er ſich bald in den erſten Kreiſen eingeführt ſah. Unter dem Einfluß und der Thätigkeit eines Dr. H. G. Nägeli und Liste regte ſich damals in Zürich ein friſcher Sinn und eine warme Liebe für die Muſik; und da durch des Letztern bald erfolgten Tod eine bedeutende Lücke in dem muſikaliſchen Leben eingetreten war, ſo wurde von Müllers ſchnell gewonnenen Freunden Alles aufgeboten, den jungen talentvollen Künſtler bleibend zu feſſeln. Zu dieſem Ziele gaben ſich namentlich auch die Familien Hagenbuch und Hoffmeiſter im Letten, die ſich durch Pflege der Muſik ſchon lange auszeichneten, viele Mühe, was auch ſchließlich gelang.

Seit der Zeit nun war Müller vorherrſchend als Lehrer der Muſik, beſonders des Clavierſpiels, in den erſten Familien thätig und kann ſich freuen, in gar vielen Schülern den Sinn

tiefgehendem Einfluſſe war der vielfältige und familiäre Umgang mit R. Wagner, der als Flüchtling aus den deutſchen Wirren längere Jahre in Zürich gelebt hat. Wagner war ein anregender Geiſt, ein

---

für dieſe Kunſt geweckt und gehoben zu haben. Seine Verdienſte werden in dieſer Beziehung ebenſo unvergänglich ſein, wie die dankbare Erinnerung daran in ſeinen Schülern.

In dieſe erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Zürich fällt auch überwiegend ſeine künſtleriſche Bethätigung als Componiſt; einige Ouvertüren für Orcheſter, die Zwiſchen-Acts-Muſik zu Spindler's Waldmann, der damals zur Aufführung kam, ſowie das Melodrama: „Der Galeerenſclave“ geben vielfache Beweiſe ſeines productiven Talentes, und ließen nur bedauern, daß er, mit Ausnahme einer Reihe von ein- und mehrſtimmigen Liedern, einiger Claviercompoſitionen und ſeiner ſpäter geſchriebenen Operette „Die Flucht in die Schweiz“, die ſich großen Beifalls erfreute, nicht weiter als Componiſt thätig war.

Ganz beſondere Verdienſte aber erwarb ſich Müller als Director des, ihm zu Ehren ſo genannten „Müller'ſchen Geſangvereines.“ Nach dem Hinſcheiden des unſterblichen Meiſters Dr. H. G. Nägeli wurde, von Freunden des Verewigten veranlaßt, zu ſeiner Todtenfeier das Requiem von Mozart am 1. Juni 1837 in Vereinigung der hieſigen Muſikgeſellſchaft mit dem von Nägeli geſtifteten Sängerverein der Stadt Zürich aufgeführt, und das war die äußere Veranlaſſung zur feſten Gründung des gemiſchten Chores. Wie vielfache Beweiſe ſeines tüchtigen Strebens und der vorzüglichen Leiſtungen dieſer Verein in ſeiner über 10 Jahre andauernden Pflege des Geſanges gab, mag nur ſchon aus der Aufzählung

gewandter Dialectiker und ein heftiger Polemiker. Er hielt in Zürich seine Vorlesungen über die Oper, in welcher er als Dichter und Componist zugleich die natürliche, dramatische Entwicklung zu verwirk-

---

der Hauptwerke hervorgehen, die er theils in Verbindung mit der Musikgesellschaft an den Weihnachts- und Charfreitags-Concerten, theils auf sich selbst angewiesen zur Aufführung brachte. Wir nennen nur: Paulus, von Mendelssohn-Bartholdy; die Schöpfung (1849 zu Ehren der hohen Tagsatzung selig aufgeführt); Tod Jesu, von Graun, unter Blumenthal's vortrefflicher Leitung; das Weltgericht, von Fr. Schneider; die Zerstörung Jerusalems von Ferd. Hiller; Stabat mater, von Rossini; die Sieben Worte des Erlösers, von Haidn; die letzten Dinge, von Spohr; Händel's Messias; Missa, von A. André; Mendelssohn's Walpurgisnacht; dessen 95. Psalm; Haidn's Jahreszeiten; Marschner's Oper: „der Vampyr.“ Die Glocke, von Romberg.

In den kleinen Concerten des Müller'schen Vereins kamen eine große Reihe von vierstimmigen Liedern, unter denen wir nur die reizenden Compositionen Mendelssohn's bezeichnen, sowie einzelne größere Ensemble-Sätze aus verschiedenen Opern zur Aufführung.

Welche Begeisterung und aufopfernde Ausdauer erforderte die Einübung so vieler großer, zum Theil sehr schwieriger Tonwerke! und wie schönen Erfolg krönte die Bemühungen des verdienten Direktors! Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß gewiß jetzt noch jedes Mitglied mit dem Gefühl wärmsten Dankes sich jener schönen Zeit gemeinschaftlicher Arbeit und gegenseitiger Anregung erinnert! —

lichen und auf der Unterlage von Gluk fortzubauen ſuchte. Er ſchrieb damals das Kunſtwerk der Zukunft und über ein Theater in Zürich; in ausgewähltem Kunſtkreiſe las er ſeine Operndichtungen vor.

Wir müſſen es uns leider verſagen, die große Meiſterſchaft, mit welcher Müller ſein Inſtrument beherrſcht, näher auszuführen; die glänzende Virtuoſität und die vollendetſte Technik erlaubten ihm, das reichſte Repertorium der Claviermuſik zu vertreten; es giebt von der älteſten bis zur neueſten Schule kaum einen hervorragenden Meiſter, von dem er uns nicht Werke in würdiger, geiſtiger Auffaſſung interpretirte. Mit den Concerten von Mozart, Weber, Hummel, Beethoven, ſowie mit des Letztern Sonaten mit und ohne Begleitung errang er ſich ſtets den reichſten Lorbeer. Er verſchmähte es aber auch nicht, ſich mit den Compoſitionen eines Thalberg, Liszt neue Triumphe zu bereiten. Eines müſſen wir noch erwähnen, und das iſt ſeine ſtets offen und freudig dargebotene Mitwirkung bei den Concerten fremder Künſtler, die oft, allein durch ſie unterſtützt, es ermöglichten, uns mit ihren ſchönen Kunſtleiſtungen zu erfreuen. Müller hat ſich durch dieſe große Uneigennützigkeit gewiß bis in die fernſten Gegenden eine Stätte freundſchaftlicher Erinnerung bereitet.

Während der letzten ſechs Jahre übertrug die hieſige Muſikgeſellſchaft Herrn Müller die Leitung ihrer Abonnements-Concerte. Die Programme und die Leiſtungen des Orcheſters ſind in aller Gedächtniß wohl noch ſo friſch erhalten, daß wir überflüſſig finden, hier noch näher darauf einzugehen. Wenn wir einen Wunſch uns auszuſprechen erlauben dürfen, ſo wäre es der, daß die neuere Richtung der Muſik mehr

Mit Wilhelm besprach er im Einzelnen die Motive der Compositionen, sie spielten Vieles während des Werdens mit einander auf dem Piano durch und tauschten ihre Ansichten aus. Wagner drang wiederholt in ihn, daß er die Orchester-Direction übernehmen und sich auf Orchester-Composition werfen

---

berücksichtigt und eine mehr einheitliche Gestaltung des Programmes angestrebt werden möchte: Non multa sed multum!

Wir wissen übrigens gar wohl, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, mit einem stets wechselnden Orchesterpersonal ein gediegenes Repertoir aufzustellen.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsch, daß es dem ernsten Streben der verdienten Musikgesellschaft und dem vereinten regen Eifer der hiesigen wahren Musikfreunde gelingen möchte, neben dem vergrößerten Umbau des Concertsaales auch ein stehendes Orchester zu erzielen, wie es Zürich schon früher hatte, um dem Vorgange der Schwesterstadt Basel würdig nachzufolgen: der wahren, ächten Kunst einen immer festern, vor den gewöhnlichen Schicksalsstürmen geschützten Altar aufzubauen.

Dem verdienten Meister möge ein Rückblick auf die schönen Erfolge einer reichbewegten Künstlerlaufbahn auch den Blick in die Zukunft erhellen, und seine Brust mit frischem Lebensmuth erfüllen!

Unsere rege, warme Theilnahme an seinem freudereichen Jubiläum möge ihm den Beweis geben für die nie verschwindende Dankbarkeit und Verehrung seiner Schüler und Freunde; und ihm ein Zeichen sein, wie sehr uns der tiefgefühlte Wunsch durchdringt, den würdigen Künstler und lieben Freund noch recht lange in frischer voller Thätigkeit in unserer Mitte zu sehen. —“

möchte; aber Wilhelm lehnte den Gedanken standhaft ab und erklärte in bescheidener Weise, daß das Lied sein Gebiet sei, auf dem er etwas Rechtes leisten könne. Er schätzte in Wagner vor allem den Orchester-Dirigenten, der „voll Leben und Geist, Klarheit, Schattirung, Auffassung und Feuer das Orchester wie ein Feldherr zu regieren und zu begeistern wußte." Zürich hörte in jenen Jahren unter Wagners Direction die Symphonien von Beethoven, den Coriolan, die Faustouvertüre, die Musik zu Egmont, sowie von seinen eigenen Compositionen den fliegenden Holländer, den Tannhäuser und den Lohengrin in so ausgezeichneter Weise, wie es sie wohl nicht mehr so bald zu hören bekommen wird. Im Componisten bewunderte er die freie und gewaltige Beherrschung und Verwendung der Instrumentation und die Tiefe der Motive und ihre kühne Durchführung. Aber bei all dem blieben der aus zerrissenem Gemüthe hervorquellende Schmerzklang Wagners und der liebliche einfache Wohllaut Wilhelms unvereinbare Gegensätze und jeder gieng seine eigenen Wege. — Auch Liszt lernte er näher kennen und verehren bei seinen Besuchen in Zürich 1845 und 1856; ebenso V. Adler, Thalberg, Bülow, Brahms, Clara Schumann und Kirchner; ferner die Sänger Stokhausen, Pischek, Schmid und Schild. Als Clara Schumann und

Stokhauſen im Februar 1862 ein Concert in Zürich gaben, notirte Wilhelm: „Es war ein eigentlicher Kunſtgenuß, hoher und weihevoller Art. Frau Schumann trug vor: Beethovens F moll Sonate; im erſten Satz da und dort etwas überſtürzt im Rhythmus, auch fehlte einigemale die Energie und Kraft, beſonders in der linken Hand; vorzüglich klar und gefühlt war der zweite Satz, beſonders der Baß ſehr ſchön nüancirt und die 32tel Paſſage fein und abgerundet perlend; das Finale ſehr lebhaft im Tempo, feurig, abgerundet, Preſto etwas überſtürzt, wahrſcheinlich auch etwas ermüdet von der großen und ſchwierigen Aufgabe. Sie ſpielte ferner zwei Stücke von Scarlatti, klar, markig, virtuos; das Scherzo Op. 20 von Chopin, feurig, mit feiner Bravour, und die drei Kreisleriana von Schumann, ſchön, beſonders das ſcherzende neckiſche letzte, frei, oft arpeggiando. Die Krone des Abends war die Dichterliebe, ein Liederkreis von Heine, componirt von Schumann, vorgetragen von Stokhauſen und begleitet von Kirchner. Das Ganze ein Guß, voll Poeſie, Stimmung und höherer Auffaſſung: eine eigentliche künſtleriſche Reproduction wie von erlebten Thatſachen. Stokhauſen mit ſchönem Stimmumfang, die Kopfſtimme durchwegs aufs feinſte verwendet und das Toncolorit mannigfaltig ſchattirt: kurzum vollendet

und jedes Wort vortrefflich gesprochen. Kirchner löste seine schwere Aufgabe als Künstler, jeder Ton bewußt mit Hingebung und vollster Beherrschung des Kunstwerkes, ganz in Schumann eingelebt und verwebt. Der Eindruck auf mich war groß und unvergeßlich. Schumann zeigt in diesem einen Opus eine ganze Welt von Poesie und fester, bestimmter Gestaltungsgabe. Jedes Lied fix und fest in Einem Guß, daß man es fühlt, es kann nicht anders sein. Geistreich und in innigem Zusammenhang sind auch die Nachspiele und Einleitungen von einem Liede zum andern." Ueber das Concert des Zitherspielers Buchecker schrieb er: „Er behandelt sein Instrument mit Geschmack; feine Nüancirung, auch das Harmonische ist brav, obschon gewöhnlich. In formeller Beziehung sind jedoch seine Vorträge oder Compositionen äußerst locker und schwach, und wenn er aus dem Oberländerstyl sich herausbewegt, so stockt er bei jedem Schritt, unglaublich gewöhnliche Uebergänge, ohne allen melodischen Zusammenhang: entweder ein Beweis mangelhafter Theoriestudien oder ein Ueberschreiten der dem Instrument gesteckten Grenzen. Lieblich klingen die volksthümlichen Ländler und zwar je schlichter um so wohlthuender, und das länger vibrirende Nachklingen der Stahlsaiten macht eine eigenthümliche Wirkung, dem leisen Erzittern

eines von Sehnsucht erfüllten Gemüthes vergleichbar.“ Als Vörös mit einer Zigeunerbande von 11 Mann eine Abendunterhaltung im Stadtsängerverein gab, notirte Wilhelm nachher: „Die Nationalmusik ist höchst originell und spannend durch Rhythmus, Beweglichkeit und überraschende Harmonien. Meistens nach einem sehr getragenen, langsamen, im Tempo sehr freien, mit vielen melodischen Motiven ausgestatteten Satz von vorherrschend tief melancholischem Charakter, folgt nach und nach immer lebhafter sich steigernd ein Czardas, hinreißend bis zum keckſten Uebermuth durch frisch bewegte melodische Motive und frische Modulation.“ — Die innigste Zuneigung aber besaß Wilhelm zum Violin und Violoncell, obgleich er auffallender Weise den früher empfangenen Unterricht gar nicht mehr cultivirte. Die Concerte der beiden Milanollo, von Kalliwoda, Kölla, Ernst, Vieuxtemps, David, Hegar, Eschmann boten ihm hohen Genuß und als er 1866 Joachim gehört hatte, rief er aus: „Wundervoll gespielt! Mein Gott wie schön spielt der! unübertrefflich, Ton für Ton vollendet und dabei mit einer Ruhe, Hingebung und ächt künstlerischem Geiste, daß ich nichts mit ihm vergleichen könnte. Es bleibt ewig wahr, daß die Musik wie keine andere Kunst unser Herz und Gemüth höher zu stimmen und aufs reinste zu begeistern vermag!“

Neben der Tonkunst beschäftigte er sich gerne mit Cultur- und Literaturgeschichte; er war mit ältern und neuern Werken genau vertraut und besaß ein sehr feines Urtheil. Auch philosophische Studien blieben ihm nicht fremd und er pflog darüber in jüngern Jahren Briefwechsel mit Studiengenossen auf deutschen Universitäten. Ein Verehrer von Feuerbach schrieb ihm einst: „Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sog. religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegentheil! die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist werthvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will." Wilhelm klärte manche Frage im Stillen bei sich ab und die so gewonnene Ueberzeugung wurde bei ihm Charakter

und Gesinnung. Als im Jahre 1850 in einem Kreise betont wurde, wie in der Schule die Verstandesrichtung auf Unkosten der Religion und des Glaubens einseitig überwiege, erwiederte er: „Der Grund liegt tiefer als im Unglauben, denn wenn dieser sich so geltend machen kann, so ist es ein Beleg, daß der Glauben selbst auf schwachen Füßen steht. Humanität allein, reine Menschennatur und Liebe, auf gegenseitigem, gemeinschaftlichem Wohlergehen und Achtung der Persönlichkeit basirt, ist der richtige Ausweg, Ausbildung des Gemüthlebens und tiefere Anschauung der Natur das richtige Mittel.“ Auf die protestantische wie auf die katholische Theologie und ihre Vertreter hielt er nicht gar viel; er maß und schätzte die Geistlichen, unter denen er manchen Freund zählte, nach ihrem persönlichen Werthe. Lebhafter berührten ihn die politischen Verhältnisse und es vibrirte sein tiefes bürgerliches Freiheitsgefühl mit den liberalen Bestrebungen. Wie freute er sich, als im Jahre 1845 in seinem Heimathkanton St. Gallen die Mehrheit der Wahlen liberal ausfielen und als ihm ein Freund von dort schrieb: „Morgen reist der göttliche Staatsschreiber Steiger mit seinem Landammann Baumgartner in einer Kutsche an die Tagsatzung nach Zürich: Cäsar und Pompejus. Der Staatsschreiber wäscht ihm,

um die Freundschaft einzuleiten, heute im Erzähler den Kopf und er wird ihn in Zürich überwachen, daß er uns nicht an die Jesuiten verkauft." Und in Zürich jubelte er 1846 über die Maiwahlen. Dr. A. Escher schrieb ihm damals: „Wir haben, mein lieber Freund, auch dieses Jahr einen bestimmten Abend der Woche festgesetzt, an dem wir die liberalen Gesandtschaften bei uns empfangen. Ich habe das letzte Jahr mit Vergnügen wahrgenommen, daß es dir Freude zu machen schien, mit den vielen wackern Eidgenossen bei uns zusammen zu treffen" und so lud er ihn aufs Neue ein, „den Abenden beizuwohnen, die Bekanntschaften zu erneuern und zu der Annehmlichkeit des Aufenthaltes der liberalen Gesandten in Zürich beizutragen." Das hinderte aber Wilhelm nicht, überall seinen Humor spielen zu lassen. Als bei einem akademischen Feste ein großer Eidgenosse toastirte, bemerkte er darüber: „Es geschah in jenen Phrasen und Schlagwörtern, welche die Redner der dreißiger Periode kennzeichnen; an Gedanken arm und unlogisch, selbst formell gewöhnlich, mit bekanntem Pathos und ausgreifenden, für den Nachbar gefährlichen Armbewegungen." Während des Sonderbundskrieges componirte er das Gedicht von G. Keller „Es sind vier Länder gelegen", dessen Veröffentlichung

erſt 1866 einen verletzenden Anachronismus bildete. Er begrüßte die neue Bundesverfaſſung und ſpäter die Rettung von Neuenburg und gab bei Anlaß der daraus erfolgten Rüſtungen gegen Preußen dem in Zürich anweſenden General Düfour durch den Stadtſängerverein in Verbindung mit der Harmonie eine Serenade. Die 1848er Revolution in Paris und Berlin, der Staatsſtreich vom 2. Dezember, der franzöſiſch-italieniſch-öſtreichiſche Krieg 1859 und der Krieg 1866 zwiſchen Preußen und Oeſtreich waren mit tiefen Eindrücken an ſeiner Seele vorübergegangen. Bei der partiellen Reviſion der ſchweiz. Bundesverfaſſung im Jahre 1866 ſtimmte er für Annahme und hatte keine Freude an der zwieſpältigen Entzweiung, welche den Eigenſinn der Partei höher ſtellte als die Sache des Fortſchrittes. Wilhelm erfüllte die bürgerlichen Pflichten aufs gewiſſenhafteſte und machte es ſich zum Grundſatz, an den officiellen Verſammlungen (Gemeinde, Kanton, Bund) ſoweit nur immer möglich Antheil zu nehmen; es muß jeder Einzelne, ſagte er, ſeinen Mann ſtellen und wenn ein jeder flau werden und zu Hauſe bleiben wollte, ſo würde die Republik zu Grunde gehen. Er beſaß überhaupt ein energiſches Gefühl perſönlicher Selbſtändigkeit und wenn auch harmoniſches Ebenmaß und Beſcheidenheit den Grundton

seines Wesens bildeten, so wachte gleichwohl ein scharf accentuirter Stolz auf, wenn etwa vornehmer Dünkel die Kunst und ideale Bestrebungen unterschätzig behandeln zu dürfen glaubte.

Wilhelm gab sein Innerstes nicht Jedem sofort hin, aber er zählte viele würdige Freunde und seine Freundschaft war von fester Art. Erst aus seinen hinterlassenen Papieren ermißt es sich, welch ein großes Vertrauen sich ihm zugewendet hat und wie ein besonnener, redlicher Rathgeber er gewesen ist, auch in tragischen Situationen. Er hielt treuen Mund über anvertraute Geheimnisse, sein Leben lang, auch gegen die nächsten Freunde und die Seinigen, und wie er selbst Pietät geübt hat, so muß auch die biographische Skizze das Schweigen ehren. Im Urtheil war er ungemein besonnen und gegen Andere liebreich gesinnet; er suchte jedes Vorkommniß, auch wehthuende, so lange als nur immer möglich aus guten Motiven zu erklären und zu entschuldigen, und nichts war ihm so verhaßt und verächtlich als Neid und Klatsch. Er war alle Zeit eine gesellige Natur und besaß für gesellschaftliche Unterhaltung ein köstliches Talent, wobei seine gediegene Bildung überall herausleuchtete. Es stand ihm nicht bloß die Kunst der Musik zu Gebote, mit der er ungeahnt

so viele herrliche Augenblicke herangezaubert hat, sondern es lebte überhaupt Geist, Humor und Witz in ihm und die Fröhlichkeit des Herzens fand das beredte Wort. Oft gieng er bis zum Muthwillen und manches „Gütterli" verduftete noch, wenn der Cerberus der Polizei schon 11 Uhr gerufen hatte. So stunden Wilhelm und B. Adler und Dr. Roth einst auch vor dem Stadtgerichte Zürich und wurden wegen Uebersitzen ein jeder zu 1 Fr. Buße und in die Kosten verfällt: das waren noch strenge Zeiten! Im Uebrigen tauschten sich solche Freuden, bei denen auch die Cigarre und das Kartenspiel nicht fehlen durften, rasch wieder an die regelmäßige Arbeit aus und die ernste Richtung in den verschiedenartigen Berufsbestrebungen sowie der lautere Grundton des Gemüthes gaben dem Freundeskreise tiefere Weihe.

Es wäre doch merkwürdig gewesen, wenn in einem so reichen Herzen nicht auch die Liebe aufgegangen wäre! Seine besten Lieder, namentlich „Die Frühlingsliebe", „Du Tropfen Tau" u. s. w. geben dem psychekundigen Leser hierüber Aufschluß. Es ist aber zunächst zu betonen, daß Wilhelm von einer tiefen Achtung vor andrer Persönlichkeit erfüllt und daß er eine durchaus reine und edle Natur war. Aber die Anmuth schöner Erscheinung, sinnigen Gemüthes und

feiner Bildung zündete freilich auch in ſein Herz hinein und weckte den Wunſch, in treuer Vereinigung ein gemeinſames Leben leben zu können. Als er im Berner-Oberlande in die klaren Augen eines Mädchens geſchaut hatte, notirte er ſich: „Wäre ich unabhängig und reich, ſo daß mir für die Zukunft einer Familie, wenn mir ein Unglück wiederführe, nicht bangen müßte, wohl wählte ich mir ein liebes Weib und wollte es gewiß ſo herzen und pflegen, daß auch ſie ihr Glück darin fände. Und gerade eine ſolche ſchlichte, empfängliche, geſunde Natur, vom nagenden Zahn ſogenannter Civiliſation noch nicht berührt, würde meinen Herzensbedürfniſſen am nächſten kommen." Die Muſik iſt bekanntlich ein gefährliches Gebiet, auf dem ſich verwandte Empfindungen und Stimmungen begegnen und verſtehen lernen können, und auch Wilhelm, obgleich er ſich die gewiſſenhafteſte Reſignation auferlegte, trug ſeine Wunden davon, die in ſeinem weichen Gemüthe nur langſam vernarbten. Einſt bezauberte ihn, ohne daß er es recht geſtehen mochte, eine Schülerin von ſeltener Schönheit und das dunkle Auge bekam Gewalt über ihn: aber die ſocialen Vorurtheile ſtanden im Wege und im Wechſelſpiel von Anmuth und Kälte verendete die ſtumme Neigung in Hoffnungsloſigkeit. Ein intimer Freund von ihm hatte ſeine Neigung auf

dasſelbe Weſen geworfen und mit gleichem Schickſale; der ſchüttete ſein Herz im Geheimen in einem Cyclus von Liedern aus, die er nachher dem Wilhelm ins Archiv der Liebesträume zur Aufbewahrung übergab und aus denen hier eine Probe ſtehen mag:

„Ich wollt', ich wär der Gott Neptun
Und herrſchte mächtig in den Wellen:
Heut ließ ich ſie im Frieden ruh'n
Und morgen wild am Strand zerſchellen.

Doch ſäh' ich Dich, mein holdes Kind,
Im leichten Kahn im See Dich wiegen,
Dann wär's ſo ſtill und jedem Wind
Müßt' alle rauhe Kraft verſiegen.

Des Seees Spiegel wär ſo klar
Und zeigte Himmel, Alpen, Maien;
Dich aber würd' er wunderbar
Vor allen prächtig conterfeien.

Denn wenn ich Dir ins Antlitz ſeh,
Im dunkeln Aug' die hellen Thränen,
Dann muß ich mich auf ſel'ger Höh'
Im Paradies von Engeln wähnen.

Doch ach! es könnte nicht ſo lang
Die ſpiegelklare Ruhe dauern:
Mir würde plötzlich gar ſo bang
Glückſeligkeit die Bruſt durchſchauern.

Und was sich so in mir geregt,
Das müßte in die Wellen fahren,
Denn was ein Gott im Herzen trägt,
Soll uns die Welt auch offenbaren.

Die Fluth, der Du Dich anvertraut,
Würd' unverschämt vor lauter Kosen:
Ach Gott! sie würde schrecklich laut
Aufschwellen, schwanken, brechen, tosen.

Doch fürchte ja nicht um Dein Heil,
Noch um Dein holdes, junges Leben!
Ich würde mit galanter Eil'
Dich sicher aus den Wellen heben.

Dir sorglich dienstbar sich zu weih'n,
Dich fesseln in entzückten Armen, —
Wie süß mag all' die Wonne sein,
Wie selig muß das Herz erwarmen!

Der Freund zog von dannen aus dem ungefügen Zürich und Wilhelm griff zur Composition und sang: „Mein ganzer Reichthum sei mein Lied!"

Jedes Jahr machte er eine kleinere oder größere Ferienreise zu seinen Verwandten, zu Freunden, in die Gebirge, oder zu Kunstzwecken in deutsche Lande. Er weilte gerne am Vierwaldstädtersee, auf dem Rigi, wo er 1864 seinen lieben Lehrer Waldmann

zum letztenmale sah; er pilgerte zweimal über die Furka und Grimsel ins Berneroberland; ins Engadin, an den Comer- und Langensee und nach Mailand; an den Rhein hinunter nach Heidelberg, Frankfurt, Mainz; nach Stuttgart und 1863 an die großen Concerte nach München. Und mit seinen Sängern machte er seelenvergnügte Ausflüge nach Ravensburg, nach der Ufenau, ins Wäggi- und Klönthal.

Wilhelm war mittelklein, fein gegliedert, namentlich Hände und Füße, alles in schönem Ebenmaß. Der Kopf von besonders schönen Verhältnissen, mit reichen Haaren, Rund- und Schnurrbart, bräunlich, früh aber ins weiße (ein Familienzug, der sich auch an seinem Bruder in Salzburg findet). Aus den silbergrauen, üppigen Haaren glänzte ein jugendlich heiteres, freundliches Angesicht; und über der energisch geformten Stirne mit den starken Augenbraunen, der feinen Nase und den weichgeschnittenen Lippen rosige Gesundheit. Aus den graublauen Augen unter der Brille spielte Geist und wohliger Humor und um die Mundwinkel gutmüthige Ironie. Er war immer einfach gekleidet, aber wohlgeordnet und geschmackvoll, wie er denn auch zu Hause in allen Dingen, in seinen Schriften, Rechnungen ꝛc. die

muſterhafteſte Ordnung hielt. Er hatte einen feſten und doch leichten Schritt, er war kein Freund von Uebereilung. Die ganze Erſcheinung war gemeſſene Kraft, Ebenmaß, Geiſt, Humor und Grazie: eine volle charakteriſtiſche Uebereinſtimmung vom Kopf bis zum Fuß.

Wilhelms
Familienleben und Ende.

Wilhelms Familienleben und Ende.

Schon während der Studienjahre hatte Wilhelm im gemischten Müllerschen Gesangverein eine brave Bürgerfamilie kennen gelernt: den Bäckermeister M. Hauk, einen tüchtigen Bassisten und festen Redner, und dessen sinnige Gattin. Als Wilhelm zum Director des Stadtsängervereins gewählt wurde, war Hauk Präsident desselben. Die so der Musik selbst zugeneigten Eltern ließen ihrem einzigen Kinde früh Musikstunden geben, und es gehörte zu den wichtigern Augenblicken in dem jungen Leben, wenn Wilhelm auf den Wunsch der Eltern von Zeit zu Zeit eine Prüfung mit Elise vornahm; und als sie dann im Frühling 1860 die Erlaubniß erhielt, bei dem ziemlich strengen Lehrer, zu dem sie mit besonderer Hochachtung emporschaute, selber Unterricht genießen zu dürfen, da war ihr sehnlichster Wunsch erfüllt. Aber aus der Musik erkeimte nach und nach ein

anderes Gefühl im Herzen, und im September 1860 fand in dem allerseits unter sich befreundeten und nun noch inniger verbundenen Familienkreise die Verlobung statt. Wilhelm bewarb sich, ohne jedoch sein heimathliches Bürgerrecht in Rorschach aufzugeben, um das Bürgerrecht in der Stadt Zürich, in welcher er seit mehr als fünfzehn Jahren so viel zur Hebung des musikalischen Lebens beigetragen und in den mannigfaltigsten Kreisen so viel Genuß und Freude bereitet hatte. Das Bürgerrecht der Stadt kostete ihn 1500 Fr.; die Regierung dagegen ertheilte ihm das Kantonsbürgerrecht mit Rücksicht auf die musikalischen Verdienste als Ehrengeschenk. Sein Freund, Dr. Dubs, dem er auch einen Theil der Männerchorsammlung dedicirt hat, war damals Regierungspräsident und wurde bald nachher zum Bundesrath gewählt, sowie der Dichter G. Keller zum ersten Staatsschreiber Zürichs — zwei Acte, die Wilhelm lebhaft begrüßte. Am 15. Juli 1861 wurde die Ehe eingesegnet — Elise 20, Wilhelm 40 Jahre alt — in der kleinen, freundlich gelegenen Kirche zu Wollishofen von Pfr. Zollinger aus Winterthur, den Wilhelm speciell hiezu erbeten hatte. „Es ist ein ernster Schritt, lautete es in der Trauungsrede, sein Herz und Leben an das eines Andern zu ketten und sich ihm zur Treue zu verpflichten auf allen Wechsel hin von

Freude und Leid; denn da gilt's herauszutreten aus ſeinem eigenen Weſen, liebend ſich hineinzuleben in des Andern Seele, ſein Beſtes und ſein Alles mit ihm zu theilen; da gilt's ſich zu vertragen in Geduld, einander abzunehmen des Lebens Laſt, ſich gegenſeitig zu ſtärken durch Gemeinſchaft des Strebens, damit das Andere ſich glücklich fühle und dadurch auch das eigene Herz und immer ſchöner das Wort ſich erfülle, das aus Gottes Geiſt über eine chriſtliche Ehe geſprochen iſt: „„Alſo ſeid Ihr nun nicht mehr Zwei ſondern Eines."" Aber ſo ernſt dieſer Schritt bleibt, er iſt doch in einer heiligen Ordnung gegründet und wem Reife des Geiſtes und Tiefe des Gemüthes und Tüchtigkeit des Berufes verliehen iſt, der muß früher oder ſpäter zu jener innern Erfahrung kommen, die zu ihm ſpricht: „„Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei."" Denn erſt dann können wir unſere Beſtimmung erfüllen, wenn ſich um unſere Perſon und unſere Kräfte der geweihete Wirkungskreis der Familie zieht, wenn wir unſer Gärtlein kennen, das wir bauen ſollen in dem großen Gebiete der Menſchheit, und einmal wiſſen, für wen wir zuerſt zu beten, zu ſorgen und zu arbeiten haben. Siehe, mein theurer Freund, der Du nun deinen Feſttag begeheſt, darum iſt es uns Allen, die wir durch die Bande der Verwandtſchaft

oder der Freundſchaft ſchon bisher Dir angehört haben, ſelber eine feſtliche Freude, Dich angelangt zu wiſſen bei ſolcher Entſcheidung und Dich an der Hand einer Verlobten zu ſehen, die die Wahl deines Herzens iſt; darum können wir Ihnen aufrichtig Glück wünſchen, verehrte Braut, weil Sie in dem erkorenen Gefährten Ihres Lebens nichts anderes geſucht haben, als was den wahren Werth eines Mannes und Gatten begründet. Und ſo iſt es denn mir ein ſüßer Beruf, den Segen zu ſprechen zu Euerm Beider Vorhaben und Euch vorher noch ein Wort des Evangeliums, das der Apoſtel Paulus an die Epheſer geſchrieben hat, an die Seele zu legen, damit es Euch geleite auf Euerm gemeinſamen Lebensgang und mahnend und ermunternd in Euerer Erinnerung bleibe: „„Befleißet Euch zu halten die Einigkeit des Geiſtes durch das Band des Friedens.““ Zwiſchen hinein erklangen die Geſänge des Stadtſängervereins. Die Neuvermählten flogen in die ſchöne Sommerwelt hinaus nach München, zu Wilhelms Geſchwiſtern nach Salzburg und nach Wien. Bei einem Sturme auf dem Chiemſee wären ſie beinahe ertrunken, während daheim die liebevolle Mutter die Haushaltung für ſie einrichtete, wie man es nicht beſſer wünſchen konnte.

Nun faßte ſich Wilhelm in allen Richtungen zuſammen und lebte mit verdoppelter Fröhlichkeit ſeiner Aufgabe als Pianiſt, als Geſangsdirector, als academiſcher Muſikdirector und als Componiſt. Er erhielt von den Liedertafeln in Bern und Baſel, von der Harmonie Suiſſe in Paris, vom Schwäbiſchen und vom Badiſchen Sängerbund, vom Stuttgarter Liederkranz und vom Wiener Männergeſangverein Anerkennungsſchreiben und nach deutſcher Sitte den Ehrenſold für ausgewählte Compoſitionen.

Doch auch die trüben Tage blieben nicht aus. Im Januar 1864 wurde das erſte Kind geboren, Wilhelm Eduard, der aber ſchon nach einem Monat die Erde wieder verließ; und die Mutter ſchwebte längere Zeit am Rande des Grabes. Da konnte Wilhelm die Fülle ſeiner Liebe entfalten; aber die Gefahr, das Liebſte auf Erden eins ums andere zu verlieren, griff tief in ſeine Seele ein. „Reſignation! Ja wohl, ſchrieb er damals, was bleibt einem anders übrig! O Menſchenherz, wie viel mußt du leiden und dulden! Mag es nun das alte Fatum oder die chriſtliche Vorſehung herbeiführen, mit Nothwendigkeit herrſcht das Geſchick und ohne Widerſtand iſt der Menſch ihm unterworfen; es ſchreitet unerbittlich vorwärts und reißt mit ſich fort, was ihm in den Weg tritt.“

Leider kam die Heimſuchung auch an ihn perſönlich; es ſtellten ſich die erſten Anfänge einer Heiſerkeit ein, die damals noch für eine ungefährliche Affection des Kehlkopfs betrachtet werden konnte. Der Arzt verbot ihm alles Rauchen, was er auch getreulich hielt, und verordnete ihn auf den Rigi. Dort componirte er die beiden Lieder von Hoffmann von Fallersleben „O glücklich wer ein Herz gefunden" und „Mein Lied, auf Roſenlippen" und ſchickte ſelbige zum Gedächtniß des 15. Juli an ſeine Eliſe heim. „Wenn ich nur Dich, mein ſüßes Leben, bei mir hätte! Du fehlſt mir allenthalben, beſonders in jenen höhern Stimmungen, wo uns der Eindruck dieſer herrlichen Alpennatur überwältigt und mit frommer Sehnſucht erfüllt. Mögeſt Du mir Deine treue Liebe, welche mich ſo recht bis ins tiefſte Innere glücklich macht, erhalten und auch in Zukunft Freud und Leid, wie es uns beſchieden ſein mag, mit mir theilen. Das dunkle Walten des Schickſals hat im letzten Jahre ſchwere Leiden und Schmerzen über uns gebracht: wir haben uns beſtrebt, ſie gegenſeitig in ſtiller Ergebung zu ertragen; hoffentlich birgt die Zukunft für uns in ihrem Schooße auch wieder glücklichere Stunden. Verzagen wir nicht und blicken wir mit ausharrendem Vertrauen derſelben entgegen! Mag uns auch noch Vieles entriſſen werden, laſſen

wir uns nur das Eine nicht rauben: treue Liebe und aufrichtiges Vertrauen zu einander; das wird der beste Schutz sein gegen noch so herbe Schicksalsstürme."

Im folgenden Jahre, den 2. April 1865, wurde den erfreuten Eltern ein gesundes Mädchen Anna geboren. Wilhelm ließ die Kinder protestantisch taufen, schon aus dem Grunde, weil bei der innigen Verbundenheit zwischen Mutter und Kind das religiöse Element eine große Bedeutung habe und dießfällige Differenzen nachtheilig auf die Erziehung einwirken könnten. Wilhelm war ein ungemein zärtlicher Vater, die Kleine auf den Knien blieb seine süßeste Freude. Er spielte ihr melodiöse Stücklein vor und freute sich, wenn das Kind dabei hell auflachte und ihn fortwährend um noch mehr bat. Zuweilen in der Dämmerung, wenn Wilhelm in geweihter Stimmung sein tiefstes Empfinden in Phantasien wiedergab und an seiner Seite die Mutter saß mit dem Herzebuseli (wie er das Kindchen fast nie anders nannte), dann verrieth das muntere kleine Wesen keinen Laut und lauschte wie in geheimem Zauber den wunderbaren Tönen, und manchmal auch wiegten die weichen Klänge das holde Schätzchen in süßen Schlummer ein. Und als es mehr und

mehr zu plaudern und zu gehen anfieng, da glaubte Wilhelm seine schönsten Hoffnungen erreicht zu haben.

Die Bergluft im vorigen Jahre hatte indessen den Husten und die Heiserkeit keineswegs gründlich zu beseitigen vermocht, so daß er nunmehr dieses Jahr nach Tarasp wanderte, um am dortigen Eisensäuerling die Heilung zu suchen. Er componirte dort „Liebessehnsucht kommt so traut" und Geibels „Sei du mein lieblich Schweigen." Elise aber schrieb ihm: „Wie einsam und traurig sieht mich alles an, seit Du aus unsern Räumen geschieden bist; wie werde ich die langen Wochen zubringen ohne Dich! Du wirst meine Stimmung nicht begreifen können, da ich doch das theure Pfand unserer Liebe um mich habe: aber eben darum, weil mich das liebe Kindchen jeden Augenblick an Dich erinnert, fühle ich die Leere doppelt. Es ist alles wie ausgestorben, es ist mir nirgends wohl, ich irre von einem Zimmer ins andere und weiß nicht, was ich suche. Doch ja, ich weiß es, ich suche mein Liebstes und ach ich suche es vergebens!" Sein Freund Dr. Killias machte ihm den Aufenthalt in Tarasp möglichst angenehm, aber das Wetter war bisweilen empfindlich naßkalt und die Kur nützte wenig, so daß Wilhelm fast kränker heimkehrte. Doch nahm er die Stunden

wieder auf. Gegen Ende des Jahres schrieb er an einen Freund: „Mein Husten und Halsübel hat sich schon in Tarasp eher verschlimmert als gebessert; meine mit Mitte September wieder aufgenommene Berufsthätigkeit strengte natürlich die an und für sich schon angegriffenen Athmungsorgane noch mehr an und mit dem Husten stellte sich nach und nach eine sich immer mehr steigernde Heiserkeit ein, welche schließlich mit totaler Sprachlosigkeit aufhörte, so daß es mir mit dem besten Willen nicht mehr möglich war, meine Stunden zu geben und die beiden Vereine zu leiten. Der Arzt schrieb mir absoluteste Ruhe und völliges Stillschweigen vor und bannte mich für gleichmäßige Wärme aufs Zimmer und ins Bett. So steht es jetzt! Gefahr ist keine dabei, aber eine vielleicht langwierige Geschichte. Ich vertraue hauptsächlich auf Ruhe und Wärme und will mich nun in Geduld fügen und ergeben."

Unter solchen Umständen fieng das Jahr 1866 natürlich sorgenvoll an. Er hatte die Leitung der Gesangvereine an Andere übertragen. „Mit meiner Heiserkeit, schrieb er dann im Januar, geht es etwas besser, aber auf wie lange, weiß ich nicht. Ich habe auf Anordnung des Arztes die Stunden seit Neujahr ausgesetzt und kam drei Wochen lang nicht

zum Haus heraus, was mir begreiflicher Weise etwas langweilig und so gar ungewohnt vorkam. Ich versuchte alles Mögliche; das Beste war Ruhe und gleichmäßige warme Luft. Da ich aber unmöglich in meinen Verhältnissen lange meine Stunden aussetzen und meine Einnahmen auf Null reduciren kann, während die Ausgaben fortlaufen, so mußte ich schließlich eben doch meine Berufsangelegenheiten wieder aufnehmen. Ich kann nun selbst noch nicht sagen, wie es mir weiter gehen wird: natürlich strengt und greift das viele Reden und Corrigiren in den Musikstunden meine Sprachorgane sehr an; dazu kommt noch der beständige Wechsel der Temperatur, aus warmen Zimmern wieder hinaus in die kalte, feuchte und oft neblige Luft, und so ist es leicht begreiflich, daß von einer totalen Herstellung keine Rede sein kann. Wenn ich mich nur durch den Winter so hinlaviren kann, dann hoffe ich das Beste von der warmen Frühlingsluft." Die ökonomischen Sorgen, auf welche dieser Brief hindeutet, bestanden eigentlich mehr in der Einbildung, indem ihm von Elisens Eltern und von anderer Seite alle erforderliche Unterstützung angeboten war, um sich kummerfrei der Genesung hingeben zu können; es war auch ein Aufenthalt in Nizza oder Pisa in Vorschlag gekommen, aber Wilhelm lehnte beharrlich den Gedanken ab. Er war

überhaupt ein eigensinniger Patient, was sein theilnehmender und überaus besorgter Freund und Hausarzt, Professor Dr. Ernst, genugsam erfahren hat. Der letztere erkannte den wahren Charakter der Krankheit gar wohl und wußte leider, daß es sich bei der Lungen- und Kehlkopfschwindsucht nur noch darum handeln könne, durch Palliativmittel und Schonung das Leben möglichst lange hinauszufristen; aber der Kranke machte manchen Strich durch die Rechnung und durchkreuzte die Verordnungen mit einem Regime, wie es ihm beliebte. Von Ende Februar an aber wurden auf strengsten ärztlichen Befehl alle Stunden eingestellt.

Den jungen Frühling brachte er, in bester Pflege und von den Seinigen fast täglich besucht, auf dem Lande zu im Muggenbühl, einem stillen freundlichen Ausflugsort in der Nähe von Zürich, wo er in gesunden Tagen mit wenigen oder mehreren Freunden unzählige schöne Stunden verlebt und die erhöhte Stimmung glückseliger Augenblicke so oft auf dem Pianino hatte ausströmen lassen. Dann zog er in die Kuranstalt von Dr. Maag im Rosengarten bei Lichtensteig, von wo aus er noch die Vorproben mit den Toggenburgischen Vereinen fürs eidg. Sängerfest vornahm. Von dort schrieb er wieder am 15. Juli:

zum Haus heraus, was mir begreiflicher Weise etwas langweilig und so gar ungewohnt vorkam. Ich versuchte alles Mögliche; das Beste war Ruhe und gleichmäßige warme Luft. Da ich aber unmöglich in meinen Verhältnissen lange meine Stunden aussetzen und meine Einnahmen auf Null reduciren kann, während die Ausgaben fortlaufen, so mußte ich schließlich eben doch meine Berufsangelegenheiten wieder aufnehmen. Ich kann nun selbst noch nicht sagen, wie es mir weiter gehen wird: natürlich strengt und greift das viele Reden und Corrigiren in den Musikstunden meine Sprachorgane sehr an; dazu kommt noch der beständige Wechsel der Temperatur, aus warmen Zimmern wieder hinaus in die kalte, feuchte und oft neblige Luft, und so ist es leicht begreiflich, daß von einer totalen Herstellung keine Rede sein kann. Wenn ich mich nur durch den Winter so hinlaviren kann, dann hoffe ich das Beste von der warmen Frühlingsluft." Die ökonomischen Sorgen, auf welche dieser Brief hindeutet, bestanden eigentlich mehr in der Einbildung, indem ihm von Elisens Eltern und von anderer Seite alle erforderliche Unterstützung angeboten war, um sich kummerfrei der Genesung hingeben zu können; es war auch ein Aufenthalt in Nizza oder Pisa in Vorschlag gekommen, aber Wilhelm lehnte beharrlich den Gedanken ab. Er war

überhaupt ein eigensinniger Patient, was sein theilnehmender und überaus besorgter Freund und Hausarzt, Professor Dr. Ernst, genugsam erfahren hat. Der letztere erkannte den wahren Charakter der Krankheit gar wohl und wußte leider, daß es sich bei der Lungen- und Kehlkopfschwindsucht nur noch darum handeln könne, durch Palliativmittel und Schonung das Leben möglichst lange hinauszufristen; aber der Kranke machte manchen Strich durch die Rechnung und durchkreuzte die Verordnungen mit einem Regime, wie es ihm beliebte. Von Ende Februar an aber wurden auf strengsten ärztlichen Befehl alle Stunden eingestellt.

Den jungen Frühling brachte er, in bester Pflege und von den Seinigen fast täglich besucht, auf dem Lande zu im Muggenbühl, einem stillen freundlichen Ausflugsort in der Nähe von Zürich, wo er in gesunden Tagen mit wenigen oder mehreren Freunden unzählige schöne Stunden verlebt und die erhöhte Stimmung glückseliger Augenblicke so oft auf dem Pianino hatte ausströmen lassen. Dann zog er in die Kuranstalt von Dr. Maag im Rosengarten bei Lichtensteig, von wo aus er noch die Vorproben mit den Toggenburgischen Vereinen fürs eidg. Sängerfest vornahm. Von dort schrieb er wieder am 15. Juli:

„Nimm am heutigen Erinnerungstage unſerer Trauung meine innigſten Glückwünſche entgegen und gib auch unſerm lieben Kinde, dem theuren Pfand unſerer Liebe, meinen wärmſten Herzenskuß. Möge ein freundliches Geſchick Euch Beide mir noch lange erhalten und Euere Tage ſegnen! Ich bringe Dir, liebe Eliſe, aber auch meinen Dank für all Deine Liebe und Güte, mit welcher Du mich ſtets umgibſt, und für alle die Sorgfalt, welche Du mir in dieſen kranken Tagen zugewendet haſt. Könnte ich doch heute auf den Flügeln der Sehnſucht und Liebe zu Euch eilen, Euch in die treuen Augen ſehen und Euch wenn auch nur für einen Augenblick ans Herz drücken! Möge Dir auch als Freundesgruß das fliegende Liedchen („Liebesleben") ſagen, wie lieb Du mir biſt und wie glücklich ich mich in Deiner Liebe fühle: ja ſegnen will ich den Tag und hoch in Ehren halten, der Dich als treuliebendes und aufopferndes Weibchen mir zugeführt hat." Und ſie erwiederte ihm: „Tauſendmal Dank! aber liebes Herz, Du ſchilderſt mich viel beſſer als ich es bin: glaube nur, ich kenne meine Fehler und Schwächen und habe Du Geduld mit mir! Ich danke dem Himmel, der mir in Dir ein edles Vorbild gegeben, und das Beſte, was in mir iſt, ich habe es in den fünf Jahren unſerer glücklichen Ehe durch Dich gewonnen. Das Liedchen,

das Du mir auf so sinnige Weise für diesen Tag bestimmt hast, möge als reinster Herzensklang auch Dir entgegentönen und wie ein tausendfältiges Echo unserer Liebe in alle Fernen weiterklingen." — Nun giengs höher hinauf nach Churwalden, um sich in der Alpenluft noch mehr zu stärken. Elise war dort um ihn und auch sein Freund Carl. Die Kräfte nahmen ordentlich zu und der köstlichste Humor würzte die gemeinsamen Stunden. Der Himmel aber war unbarmherzig und regnete fast fortwährend. An einem der wenigen sonnigen Tage giengs auf Wilhelms Verlangen auf das 8578 Fuß hohe Stäzerhorn; alles Zureden, daß er hinaufreiten möchte, half nichts, er gieng mäßigen Schrittes, ohne Anstrengung, freute sich unterwegs an den Alpenrosen und auf der Spitze an der großartigen Aussicht und kehrte ohne Ermüdung und seelenvergnügt Abends wieder ins gemüthliche Kurhaus von Hauptmann Gengel zurück. In Folge der naßkühlen Witterung wurde Churwalden aufgegeben, Wilhelm zog nach Rorschach zu seinen Verwandten und brachte, aufs sorgfältigste verpflegt, den Herbst bei ihnen zu. Dort wurde auch noch Dr. Sonderegger consultirt, der im Stillen die gleiche verzweifelte Diagnose stellte, den Wilhelm aber aufmunterte und ihm nebenbei jeglichen Wein untersagte. „Nun ich will mich ja gerne diesen Vor-

ſchriften und Entſagungen unterziehen, ſchrieb er an Eliſe, aus Liebe zu Euch Allen und aus Pflichtgefühl, da ſie ja den Keim zu neuem friſchen und thätigen Leben in ſich bergen ſollen. Gebe der Himmel, daß es aber nicht gar ſo lange mehr daure, bis ich mich wieder meinen Berufsgeſchäften widmen kann, denn ich ſehne mich darnach faſt ebenſo ſehr, wie nach Euch Lieben und Freunden. Es iſt eine ſchrecklich lange Zeit, ſeit Februar faſt ununterbrochen nicht mehr ordentlich thätig ſein zu können; ich bin es einmal nicht gewöhnt und es liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Und dazu kommen die ökonomiſchen Verhältniſſe: Du weißt, daß ich in dieſer Beziehung etwas zartbeſaitet und von jung auf an eigenes Arbeiten und Verdienen gewöhnt bin; deßhalb iſt mir das Gefühl der Abhängigkeit in Folge meiner Krankheit um ſo ſchmerzlicher. — Der See liegt vor meinem Auge ſo ruhig ausgebreitet, daß Niemand ahnen würde, wie ſtürmiſch aufgeregt er noch vor Kurzem geweſen. Möchte auch mein Gemüth nach und nach wieder ſeine innere Ruhe gewinnen und die Wogen ſich legen, welche, ich weiß und fühle es wohl, noch immer als Nachwehen jener gewaltigen Stürme und Seelenleiden mein ganzes Inneres ergriffen und erſchüttert halten. Und doch kann und will ich jene ſchweren Tage nicht vergeſſen. Seien wir aber nicht

ungerecht: wenn uns auch durch ein unerbittliches Geſchick unſer liebes erſtgebornes Kind ſo grauſam entriſſen wurde, ſo bliebeſt doch Du mir geſchenkt und jetzt mit Dir ein zweites ſüßes Pfand unſerer Liebe. Hoffen wir, daß es uns Beiden vergönnt werde, die liebe kleine Anna mit verdoppelter Liebe gegenſeitig zu hegen und zu pflegen und zu einem lieben und guten Mädchen aufzuerziehen. Das ſei unſer feſtes Streben und darin wollen wir getroſten Blickes der Zukunft entgegenſchauen."

Auch in dieſem ſchweren Jahre war Wilhelms Muſe keineswegs ſtumm geworden. Er componirte „O laßt mir meine ſtille Weiſe", „Eine holde Kleine", „Wohin ſchweifſt du", „Wann die erſten Veilchen"; für ſeine kleine Anna „Ein Spiegel biſt du Kindchen mir", für ſeine Eliſe das „Liebesleben"; im weitern brachte er den Feſtmarſch fertig und ein Thema mit Variationen, zwei größere bedeutende Claviercompoſitionen. Der Sängerin Albertine Volkart dedicirte er das Op. 28 „Sechs kleine Lieder" und ſeiner Eliſe zum Geburtstag das Op. 30 „Stille Lieder". „Ich weiß zwar wohl, ſchrieb er damals an ſeinen Freund Hafter, daß die deutſchen Muſikzeitungen und deren Critiken auf mich ſchlecht zu ſprechen ſind, wenigſtens mit wenigen Ausnahmen.

Das wird mich aber nicht abhalten, in meinem Streben fortzufahren; vielleicht urtheilt eine ſpätere Zeit billiger, und es erfüllt mich mit Wehmuth, aber auch mit inniger Freude, daß R. Schumann und Mendelsſohn freundlicher und aufmunternder geurtheilt haben als S. Bogge und Comp. Wie ſchwer es übrigens hält, aus der Schweiz ſich Bahn zu brechen und bekannt zu werden, das weiß nur, wer es ſelbſt erfahren hat; und wie unfreundlich die Mehrzahl der Directoren ſchweizeriſcher Vereine ſind, beweiſen ihre Programme. Ja, lieber Freund, ſo ſteht es! Doch darum unverzagt vorwärts! Ich hoffe, ſo ein freundliches Geſchick mich wieder geneſen läßt, das Hundert meiner Lieder voll zu bringen und mich dann mit Energie auf die Claviercompoſition zu werfen. Ein größeres Variationenheft, Originalthema in ges, iſt ſchon fertig; es ſoll Dir Spaß machen, braucht aber gute Zähne! ein größerer Feſtmarſch ſitzt fertig in meinem Kopfe u. ſ. w. u. ſ. w.: alſo wohlgemuth!"

Im September wurde die Wohnung gewechſelt; er zog aus dem Zeltweg in die Schipfe zu Fr. Bürkli, der im Geſangvereine mit ihm zuſammengewirkt und ihm bei früherem Anlaße eine aufopfernde Freundſchaft bewieſen hatte. Der Männerchor brachte ihm ein Ständchen als Gruß zur Rückkehr aus der langen

Abweſenheit. Wilhelm machte noch einen Ausflug mit ſeiner Eliſe an den Vierwaldſtätterſee, um ihr zum erſtenmal die maleriſchen Geſtade zu zeigen, an denen er ſo gerne verweilte. Dann begann er die Clavierſtunden wieder, trotz des ärztlichen Verbotes; es wirkten hiebei offenbar weniger ökonomiſche Gründe mit als das Bedürfniß zu arbeiten, ſich geiſtig zu bethätigen und gewiſſermaßen die Meinung, als ob es mit ihm gefährlich ſtünde, niederzudrücken. „Ich wollte erſt einige Zeit vergehen laſſen, ſchrieb er nach Rorſchach, um Dir ſagen zu können, wie es mir nach der theilweiſen Wiederaufnahme meiner Clavierſtunden ergeht. Und da freut es mich herzlich, auf Deine ſo freundliche Theilnahme Dir mittheilen zu können, daß ich bis jetzt trotz des ſtarken Wechſels in der Temperatur und im Wetter noch keine Stunden abſchlagen mußte. Allerdings fühle ich mich öfters etwas angegriffen, ermüdet und zum Huſten gereizt, doch iſt das leicht begreiflich; im übrigen befinde ich mich recht wohl, mein Nervenſyſtem iſt offenbar durch die Luftveränderung im Sommer und Herbſt und durch die treffliche Pflege, welche mir während des Aufenthaltes bei Euch Lieben zu Theil wurde, geſtärkt und befeſtigt worden. Gebe der Himmel, daß es ſo fortgeht! Natürlich läßt ſich für den Winter keine Heilung erwarten und wir müſſen

ſehr zufrieden ſein, wenn ſich kein Rückfall einſtellt, um dann im Frühling wieder an Erholung, Ruhe und an eine zweckmäßige Luftveränderung zu denken."

Er beſuchte noch einmal das Theater, in welchem „bei vollem Hauſe vom gemiſchten Chor Haidns Jahreszeiten gegeben wurden und zwar in ſehr gelungener, von Hegar mit Verſtändniß und Geſchmack einſtudirter und dirigirter Aufführung. Beſonders die Chöre waren trefflich eingeübt und ſicher; im Orcheſter kamen nur vereinzelte kleine Fehler vor; die Soli hätten allerdings mit beſſern Kräften beſetzt ſein ſollen, wenn man der Anforderung an eine einheitliche, abgerundete Darſtellung als Kunſtwerk genügen will; vom Standpunkt der Beſetzung mit Dilettanten waren die Leiſtungen ſehr befriedigend. Muſik und Stimmung dieſes Oratoriums liegen in der allgemein menſchlichen Natur, daher dem Verſtändniß nahe; für unſere Zeit ſind viele Stellen, beſonders in den Recitativ-Arien, welche kaum mehr anders denn als Reminiscenz an die naive Zeit genießbar ſind. In den Chören aber liegt große Wärme melodiſcher Geſtaltung, Einfachheit der Empfindung und Klarheit der Durchführung. Die Durchſichtigkeit der Inſtrumentation beurkundet die Meiſterhand. Und wenn man das Alter erwägt — Haidn war

69 Jahre alt und schrieb das schöne Werk in eilf Monaten — so muß einen diese künstlerische Weihe mit Ehrfurcht erfüllen."

Er gieng auch noch einmal in den Gesangverein zu den Studenten und spielte ihnen seinen neu componirten Festmarsch. Ueberhaupt besaß Wilhelm eine ungewöhnliche Kraft, seine körperlichen Leiden zu unterdrücken; man hörte ihn nie darüber klagen und bei aller Heiserkeit war er in geselligen Kreisen gleichwohl von köstlichem Humor und Witz erfüllt, namentlich nachdem ihm der Arzt wieder einige Tröpflein Veltliner erlaubt hatte.

Doch schrieb er um jene Zeit an seine Schwester in Salzburg, daß sie alle Notizen, die sie wisse über seine Eltern und über seine eigene Jugend, an ihn einsenden möchte: es war als ob eine Ahnung durch ihn gehe und als ob er noch alle Dinge zurechtlegen wolle. Die letzten Stunden des Jahres brachte er im häuslichen Kreise seines Freundes Carl zu und spielte mit ergriffener Stimmung auf dem Piano, als die Glocken anfiengen, das alte Jahr aus- und das neue einzuläuten.

Das Jahr 1867 begrüßte ihn freundlich; die so eben herausgegebenen Lieder, Op. 28 und 30, fan-

den allgemeinen Beifall. Eines Abends im Januar hatte er die Sängerin Albertine Volkart zu sich eingeladen, nebst Dr. Ernst und Carl. Frl. Volkart sang die ihr dedicirten Lieder und Wilhelm begleitete sie auf dem Piano: Beide in seelenvollstem Vortrage wie aus einem Guße. Es entwickelte sich, beim fröhlichen Glase, eine geistig-gemüthliche Unterhaltung: es war ein delicióser duftiger Abend. Wilhelm besuchte auch noch zweimal die Concerte sowie ein Kränzchen seines Männerchors und eine gemeinsame Abendunterhaltung des Studentengesangvereins und des Männerchors unter Attenhofers tüchtiger Leitung. Er schrieb seine letzte Composition „Wie schön du bist! O sei von Gott gesegnet" von P. Heyse. Am 3. März gieng er noch zur Gemeindeversammlung in die Peterskirche, wo über die von Professor K. Keller angeregte Gründung der Tonhalle in Zürich entschieden werden sollte; es war naßkalt, aber er ließ sich nicht abhalten. „Da muß ich dabei sein, jede Stimme zählt", und freute sich inniglich, als der glückliche Gedanke siegreich durchdrang.

Die Heiserkeit oder Stimmlosigkeit nahm, trotz aller ärztlichen Anstrengung, immer mehr überhand. Am 11. März gab er die letzte Clavierstunde und notirte ins Tagebuch: „Keine Stunde mehr gestattet!

große Schwäche, Puls matt und fiebrig. Eliſe ſchreibt Entſchuldigung an die Schülerinnen bis auf unbeſtimmte Zeit.“ Im Abenddunkel zu ungewohnter Stunde trat er leiſe ins Arbeitszimmer ſeines Freundes Carl und brachte ihm in überaus herzlich weicher Stimmung alle Bücher zurück, die er ſeit langem von ihm zum Leſen gehabt hatte. Es lag im Ganzen ſo etwas Eigenthümliches, das wie letzter Abſchied aus der befreundeten Behauſung klang.

Am folgenden Tage machte er mit ſeiner Eliſe den letzten Spaziergang ins Freie. Von da an blieb er zu Hauſe und fügte ſich geduldig allen Anordnungen ſeines Hausarztes Dr. Ernſt und der beigezogenen Aerzte, ohne den alten heitern Humor zu verlieren. Am 15. Abends gegen 10 Uhr, als Eliſe und ihre Mutter um ihn waren, ſetzte er ſich von ſich aus und zum letztenmal ans Clavier und ließ noch einmal die trauten Töne erklingen, wie ein Gemiſch von Schmerz und ſtiller Ergebung, wie ein letztes Lebewohl.

Sonntags den 17. März wurde es ihm vorübergehend banger, ſo daß er ſeinen Freund Carl zu ſich rufen ließ. Nach dem Mittageſſen gieng er im Studirzimmer im Schlafrock auf und ab, plauderte

ruhig, noch mit einigen Witzworten. Niemand ahnete, daß die Stunde so nahe sei, denn er war im Aeußern keineswegs reducirt und es lebte geistige Energie auf dem freundlichen Antlitz; man glaubte, sein Leben noch nach Monaten messen zu dürfen und bisweilen setzte sich sogar die Hoffnung an, daß er noch gerettet werden könne. Gegen Abend legte er sich zu Bette; Elise brachte ihm das Kindlein zum Gut-Nacht, es küßte ihn herzlich; als es weggetragen wurde, klatschte er ihm mit den Händen und rief ihm nach: „Jo, jo, du bist mi liebs Schatzeli!“ Er wurde allmälig fieberisch geschäftig, zupfte und ordnete am Bett. Um 8 Uhr kam Dr. Ernst, nahm die schlimme Veränderung im Innern der Brust sofort wahr und verordnete Arzneien. Wilhelm aß noch einen Teller voll Suppe, ganz rasch. Die fiebrige Bangigkeit stieg, er trank Minute um Minute Zuckerwasser und man netzte ihm Schläfen und Hände mit Essig. Man müsse, sagte er hastig, aber ganz klar, den Kampf ausgleichen, damit das Fieber nicht Meister werde über die Natur; es bombardire in der Brust. „Machet, machet, helfet“, rief er einmal ums andere der Umgebung zu, schon ganz voll Todesschweiß. An seinem Bette standen Elise, Vater und Mutter und Carl. Der Kampf steigerte sich Grad um Grad, bis er plötzlich ausrief: „Ich muß unterliegen, es ist fertig! Nun wenn

es denn sein muß, in Gottes Namen — Adieu!" und nun nahm er aufs Herzlichste Abschied von Elise, ihr dankend für alle Liebe und Güte und daß sie das Kindlein wohl erziehen möge; dann von den Eltern und von Carl, und gab Grüße auch an Abwesende. „Allen, allen, Dank für Alles — ewige Ruhe — Adieu — auf Wiedersehn." Alle diese Abschiedsworte mit ziemlich fester, verständlicher Stimme und klaren, glänzenden Blickes wiederholte er wohl eine Viertelstunde lang in gesteigertem Tone, streckte beide Hände aus zum Abschied und drückte fest. Elise warf sich an sein Herz und sagte in ihrem Seelenjammer aufgelöst bis zur Ohnmacht: „Danke Du nicht mir, ich danke Dir. O Wilhelm, wie hast Du mir das Leben schön gemacht!" Er schwenkte die Hände allmälig heftiger, Abschied winkend wie einer, der auf eine Reise davoneilt, und immer wiederholend: „Adieu, ewige Ruhe, Dank, Wiedersehn" — und nach einem letzten, kräftigen „Adieu!" legte er beide Hände nieder, das Haupt aufs Kissen zurück — das Auge hatte sich geschlossen und bald war die Seele von dannen. Er hat geendet um 10½ Uhr Nachts — 46 Jahre, 4 Monate und 2 Tage alt. Die Katastrophe war so unerwartet plötzlich hereingebrochen, daß sonst Niemand im Hause eine Ahnung davon hatte. Im letzten Augenblicke war Dr. Ernst

wieder eingetreten und sah in höchster Theilnahme dem Erlöschen zu. Er und Carl ordneten dem gemeinsamen Freunde noch das Sterbebett, auf dem er nun dalag so ruhig und mit dem feinen, freundlichen Ausdruck auf dem Angesicht. Als sie miteinander heimgiengen, warf es in der Nacht draußen Schneeflocken auf die feuchte Erde und jeder sagte zum andern: Das war ein schweres, aber ein mannhaft schönes Sterben.

Die Kunde von Wilhelms Hinschied erweckte allgemein die herzlichste Theilnahme. Die öffentlichen Blätter deuteten mit warmer Anerkennung die Verdienste an und den Verlust, und Nationalrath Grunholzer legte eine schöne Dichtung auf das Grab. Man fühlte es aller Orten, daß das Vaterland einen bedeutenden Componisten, einen braven Bürger und einen edlen Menschen verloren habe.

Den 21. März fand die Beerdigung statt auf dem katholischen Gottesacker in Außersihl. Der Sarg, mit Palmen, Lorbeerkränzen und Blumen reich geschmückt, wurde von einem außerordentlich zahlreichen Trauerzuge begleitet: darunter die Abordnung der Universität, die Gesangvereine, die Musiker, der Jahrgängerverein und eine große Anzahl Freunde von

nah und fern. Er wurde auf dem Gottesacker vom Orchester empfangen mit Beethovens Trauermarsch. Der katholische Pfarrer hielt die Abdankung und auf dem Grabe sprach ein Mitglied des Männerchors, der protestantische Pfarrer Grob, warmgefühlte Worte: „Der Sänger, dessen Ohr gelauscht hat an andrer Welten Thor, ob er nun auch stumm im Grabe schläft, er wird in seinen Liedern fortreden zu den Herzen von Tausenden unter uns. Gehörte er doch zu jenen Meistern der Kunst, in deren Schöpfungen ihr eigenster Herzschlag pulsirt; war er doch ein Baum, von dessen wohlgereiften Früchten wir Alle mit Wonne genossen haben; war er doch ein Gärtner, unter dessen kundiger Hand liebliche Blumen entsprossen; und war er doch ein Priester der Kunst, dem mit vollem Rechte das Zeugniß nachfolgt, daß er kein unheilig Feuer auf den Altar gebracht hat.“ Der Männerchor, mit Zuzug des Studenten- und des Polytechnikervereins, des Stadtsängervereins und der Harmonie sangen ins Grab „Stumm schläft der Sänger“ von Silcher und Wilhelms eigene Composition „O mein Heimathland“ mit ergreifender Wirkung, ganz besonders in der Schlußstrophe.

Das Grab ist mit einem schönen Kreuz geschmückt aus weißem Marmor.

Neulich ſahen wir in Sommerſtunden,
Wie der Schnee auf grünen Linden lag,
Von der Laſt das Aehrenmeer gebunden
Niederſank vor ſeinem Aerntetag;
Schlimmes Jahr! ſo ſank der Sänger nieder —
Hier ſein Schatten noch und ſeine Lieder!

Ein Gedenken noch und ſeine Lieder
Alles was uns bleibt und doch genug!
Fröhlich heben wir die Fahne wieder
Und es ruft aus ihrer Falten Flug
Seine Stimme wie in Abendglut:
Lebt und ſingt, doch ſinget fein und gut!

Verzeichniss

von

Wilhelms sämmtlichen Compositionen.

Neulich ſahen wir in Sommerſtunden,
Wie der Schnee auf grünen Linden lag,
Von der Laſt das Aehrenmeer gebunden
Niederſank vor ſeinem Aerntetag;
Schlimmes Jahr! ſo ſank der Sänger nieder —
Hier ſein Schatten noch und ſeine Lieder!

Ein Gedenken noch und ſeine Lieder
Alles was uns bleibt und doch genug!
Fröhlich heben wir die Fahne wieder
Und es ruft aus ihrer Falten Flug
Seine Stimme wie in Abendglut:
Lebt und ſingt, doch ſinget fein und gut!

Verzeichniss

von

Wilhelms sämmtlichen Compositionen.

Wilhelms ſämmtliche Compoſitionen. *)

A. Gedruckte Compoſitionen mit Opus-Zahl.

Opus I.

Sechs Lieder für 4 Männerſtimmen. Dedicirt ſeinem Onkel Lindenmann. Bei Gebr. Hug in Zürich.

1. Mignon von Göthe:
   Kennſt du das Land.
2. Lied von Heine:
   Mag da draußen Schnee ſich thürmen.
3. Starker Bund von H. Cramer:
   Wohl gilt' die ſchönſte Weiſe.
4. Letzter Gaſt von W. Müller:
   Ich bin der letzte Gaſt im Haus.
5. Vaterland von Hoffmann von Fallersleben:
   Treue Liebe bis zum Grabe.
6. Lied von Mazerath:
   Ueber die Aehren.

---

*) Die Zahl beim Text gibt das Jahr der Compoſition an, ſoweit daſſelbe ermittelt werden konnte.

Opus II.

Sechs 4 ſtimmige Lieder für Sopran und Alt. Dedic. Müllers Geſangverein. Huber & Cie. in St. Gallen.

1. Nachtlied von Geibel:
   Der Mond kommt ſtill gegangen. 1842.
2. Frühlingsglaube von Uhland:
   Die linden Lüfte ſind erwacht. 1843.
3. Gefangner Sänger von Schenkendorf:
   Vöglein einſam in dem Bauer.
4. Sehnſucht von Weſſenberg:
   Lüftchen woher und wohin.
5. Die Roſe von C. Meier:
   Die Roſe blüht.
6. Schneeglöckchen von Rückert:
   Der Schnee, der geſtern noch. 1843.

Opus III.

Andantino grazioſo für Pianoforte. Dedic. Dr. A. Roth. 1846. Fries & Holzmann in Zürich.

Opus IV.

Sechs kleine Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Fanny Hünerwadel. Fries in Zürich.

1. Maria, von Novalis:
   Ich ſehe Dich in tauſend Bildern. 1842.
2. An die Natur von G. Keller:
   Hüll ein mich in die grünen Decken. 1850.
3. Veilchen von Hoffmann von Fallersleben:
   Veilchen unter Gras verſteckt. 1850.

4. Abſchied von Mazerath:
   Und muß es auch geſchieden. 1842.
5. Lied von Eichendorf:
   Wenn die Sonne lieblich ſchiene. 1848.
6. Lied von Rückert:
   Ich wohn in meiner Liebſten Bruſt. 1847.

Opus V.

Scherzo für Pianoforte. 1848. Dedic. Alex. Müller. Fries in Zürich.

Opus VI.

Lied für Baryton. Dedic. C. Keller. Gebr. Hug.

Der Wanderer von Mayer:
Ich wandre in der Nacht. 1846.

Opus VII.

Variationen über ein Tirol. Volkslied, für Pianoforte. Dedic. Anna von Muralt. 1845. Rieter & Biedermann in Winterthur.

Opus VIII.

Zwei komiſche Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Eduard Roth. J. André in Offenbach.

1. Blauer Montag von Reinik:
   S'iſt doch närriſch, wenn wir eben. 1842.
2. Jungfrau Kanne von Vogl:
   Viel holde Jungfrau Kanne. 1843.

Opus IX.

Walzer-Caprice für Pianoforte. Dedic. Louis Köhler. Rieter & Biedermann.

Opus X.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Dr. Rob. Schumann. Bartolf Senf in Leipzig.

1. Lied von Heine:
   Du bist wie eine Blume. 1844.
2. Lied von Heine:
   Im wunderschönen Monat Mai. 1848.
3. Stille Heiterkeit von Lenau:
   Horch wie still es wird. 1844.
4. Lied von Heine:
   Ich will meine Seele tauchen. 1848.
5. Ein Stündlein vor Tag von Mörike:
   Derweil ich schlafend lag. 1850.
6. Schilflied von Lenau:
   Auf dem Teich dem regungslosen. 1848.

Opus XI.

Sechs Lieder für 4 Männerstimmen. Dedic. Stadtsängerverein Zürich. B. Senf in Leipzig.

1. Ans Vaterland von G. Keller:
   O mein Heimathland. 1848.
2. Nachtgesang von Göthe:
   O gib vom weichen Pfühle. 1850.

3. Leicht Gepäck von Herwegh:
   Ich bin ein freier Mann. 1845.
4. Abschied von Kerner:
   Geh ich einsam durch die schwarzen Gassen. 1850.
5. Ständchen von H. Cramer:
   Wenn in lauer Sommernacht. 1842.
6. Warnung von W. Müller:
   Guckt nicht in Wasserquellen. 1842.

Opus XII.

Eine Frühlingsliebe. Liederkreis für Gesang und Pianoforte. Dedic. Rich. Wagner. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Erstes Heft:

1. Lied von Geibel:
   Du bist so still, so sanft, so sinnig. 1850.
2. Verborgenheit von Mörike:
   Laß, o Welt, o laß mich sein. 1850.
3. Abendstille von Rückert:
   Die Schwalbe schwingt zum Abendliede. 1850.
4. Lied von Hoffmann von Fallersleben:
   Wie die jungen Blüthen leise träumen. 1850.
5. Fahr wohl von A. Meißner:
   Du bist so schön, dürft ich dir sagen. 1850.
6. Frühlingsregen von Frankl:
   Ich lausche in das mitternächt'ge Schweigen. 1850.

Zweites Heft:

1. Oestliche Rosen von Rückert:
   Ich sende einen Gruß. 1850.

2. Nachtlied von Mosen:
   Dürft ich mit Dir dort oben gehn. 1850.
3. Lied von Heine:
   Die blauen Frühlingsaugen. 1850.
4. Kommen und Scheiden von Lenau:
   So oft sie kam, erschien mir. 1850.
5. Bitte von Lenau:
   Weil auf mir, Du dunkles Auge. 1850.
6. Junius Lieder von Geibel:
   Nun die Schatten dunkeln. 1850.

Opus XIII.

Zwölf Jugendlieder, 3 und 4stimmig, für Sopran und Alt. Dedic. Pfr. Waldmann. Gebr. Hug.

1. Quelle des Frohsinns von Wessenberg:
   Hab ich still und ohne Prahlen. 1848.
2. Vom Monde von Hoffmann von Fallersleben:
   Wer hat die schönsten Schäfchen. 1848.
3. An den Mai:
   Komm holder Mai und mach die Bäume. 1848.
4. Treue Liebe von Novalis:
   Wenn alle untreu werden. 1848.
5. Wanderlied von Hoffmann von Fallersleben:
   Vögel singen, Blumen blühen. 1848.
6. Frühlingslied von Hoffmann von Fallersleben:
   Werde heiter mein Gemüthe. 1848.
7. Am Morgen:
   Die finstre Nacht ist nun vorbei. 1848.
8. Abendgebet von M. von Diepenbrok:
   Müde bin ich, geh zur Ruh. 1848.

9. Wanderlied von Eichendorf:
   Vom Grund bis zu den Gipfeln. 1848.
10. Lied von Heine:
    Die heiligen drei Könige. 1848.
11. Fiſcherlied von Overbek:
    Wer gleichet uns freudigen Fiſchern. 1848.
12. Frühlingsahnung von Uhland:
    O ſanfter, ſüßer Hauch. 1848.

Opus XIV.

Salon Walzer und Galopp. 2 Hefte für Pianoforte. 1858. Dedic. A. und M. Keſſelring. Rieter & Biedermann.

Opus XV.

Sechs kleine Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Eman. Kronach. Gebr. Hug.

1. Frühlingsgruß von Heine:
   Leiſe zieht durch mein Gemüth. 1855.
2. Frühlingsruhe von Uhland:
   O, legt mich nicht ins dunkle Grab. 1854.
3. Mailied von Heine:
   Gekommen iſt der Maien. 1850.
4. Vergißmeinnicht von Hoffmann von Fallersleben:
   Es blüht ein ſchönes Blümchen.
5. Amaranth von Redwitz:
   Du Tropfen Thau, ſeh ich Dich an. 1851.
6. Heimweh von Moſen:
   Wo auf hohen Tannenſpitzen. 1845.

Opus XVI.

Sechs Lieder für 4 Männerſtimmen. Dedic. Harmonie-Zürich. Gebr. Hug.

1. Guttenbergslied von Herwegh:
   Die Sonne, der wir lang geharrt. 1850.
2. Lebensgenuß von Hölderlin:
   Noch kehrt in mich der ſüße Frühling wieder. 1851.
3. Gute Nacht von Mazerath:
   Schläfrig ſenkt die Lilie. 1842.
4. Wer iſt frei von Herwegh:
   Der iſt allein ein freier Mann. 1852.
5. Schilflied von Lenau:
   Drüben geht die Sonne ſcheiden. 1853.
6. Geſang der Jungen von Herwegh:
   Wie Wogendonner vom fernen Meer. 1852.

Opus XVII.

Erinnerung an Bekenried. Zwei Albumblätter für Pianoforte. 1858. Gebr. Hug.

Opus XVIII.

Drei kleine Caprices, für Pianoforte. Dedic. Em. Roth-Schieß. Gebr. Hug.

Opus XIX.

Sechs kleine Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Ludwig Stark. Gebr. Hug.

1. Rückblick von G. Keller:
   Ich will ſpiegeln mich in jenen Tagen. 1846.

2. Abendstern von Geibel:
   Der Du am Sternenbogen. 1859.
3. Frühlingsankunft von Hoffmann von Fallersleben:
   Nach diesen trüben Tagen. 1862.
4. Gedenken von Geibel:
   Wenn ich an Dich gedenke. 1859.
5. An die Nacht von J. Burkhardt:
   Die Du still gegangen. 1857.
6. Widmung von W. Müller:
   O danke nicht für diese Lieder. 1850.

Opus XX.

Zehn Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Dr. Fr. Lizst. Rieter & Biedermann.

Erstes Heft:

1. Abendlied von Hoffmann von Fallersleben:
   Abend wird es wieder. 1858.
2. Lied von Heine:
   Nacht liegt auf den fremden Wegen. 1857.
3. Lied von Fr. Kugler:
   Warme verschwiegene Nacht. 1851.
4. Mondnacht von Eichendorf:
   Ueber die beglänzten Gipfel. 1847.

Zweites Heft:

1. Lied von Hafis:
   Wehe Lüftchen lind und lieblich. 1851.
2. Lied von Hafis:
   Ich bin auf ihren Wegen. 1853.
3. Lied von Hafis:
   Wenn Du lächelst, wenn Du blickst. 1855.

4. Lied von Hafis:
   Linderes als ein Ruhepfühl. 1855.
5. Lied von Mirza-Schaffy:
   Ich fühle Deinen Odem. 1855.
6. Lied von Mirza-Schaffy:
   Seh ich Deine zarten Füßchen an. 1855.

Opus XXI.

Am Bodenſee. Romanze für Pianoforte. 1854. Dedic. Dr. M. v. Bülow. Gebr. Hug.

Opus XXII.

Drei Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Theod. Kirchner. Gebr. Hug.

1. Mary ſchlummert von Burns:
   Fließ murmelnder Afton. 1847.
2. Herbſtlied von G. Keller:
   Es iſt ein ſtiller Regentag. 1859.
3. Morgengruß von G. Scherrer:
   Kleines Blatt als frohen Morgengruß. 1850.

Opus XXIII. *)

Salon Walzer, für Pianoforte. 1862. Dedic. Aline Zollinger. Gebr. Hug.

---

*) Opus 17—19 und 21—23 bei Gebr. Hug führen auch den gemeinſamen Titel: „Grüße aus den Bergen".

Opus XXIV.

Vier Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte.
Dedic. Dir. Aug. Walter. Gebr. Hug.

1. Lied von Roquette:
   Noch sind die Tage der Rosen. 1857.
2. Mailied:
   Ich ersah die Maienzeit.
3. Schweizerlied von G. Keller:
   Glück auf, mein Liebchen ist erwacht. 1862.
4. Der Student von Eichendorf:
   Bei dem angenehmsten Wetter. 1860.

Opus XXV.

Drei Lieder für eine tiefe Stimme, mit Pianoforte.
Dedic. G. Ritter und C. Hafter. Rieter & Biedermann.

1. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Bringet Kerzen, Wein und Saiten. 1857.
2. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Sagt mir, soll ich heiter schlürfen. 1857.
3. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Frohsten Austausch hin und wieder. 1857.

Opus XXVI.

Lied für eine tiefe Singstimme, mit Pianoforte.
Dedic. M. Hauk. Gebr. Hug.

Gedicht von Freiligrath:
O lieb, so lang du lieben kannst. 1848.

Opus XXVII.

Acht humoriſt. Lieder für eine Baßſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Kauzenkränzchen Bern. Gebr. Hug.

1. Spricht der Mond von W. Wakernagel:
   Wenn euch weh iſt, ſagt. 1848.
2. Kurze Freude von Hoffmann von Fallersleben:
   Der Muk und die Fliege. 1857.
3. Lied von Uhland:
   Im Sommer ſuch ein Liebchen Dir. 1860.
4. Die Käferknaben von Reinik:
   Es war'n einmal drei Käferknaben. 1854.
5. Altdeutſches Trinklied:
   Man ſagt wohl in dem Maien. 1855.
6. Die Kleine von Eichendorf:
   Zwiſchen Bergen, liebe Mutter. 1860.
7. In der Unterwelt von Pabſt:
   Wenn im allertiefſten Rauſche. 1865.
8. Heidenlied von Herwegh:
   Wie lebten doch die Heiden. 1855.

(2, 3 und 4 auch 4ſtimmig in der Männerchorſammlung.)

Opus XXVIII.

Sechs kleine Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte. Dedic. Albertine Volkart. Gebr. Hug.

1. Lied von Geibel:
   O laßt mir meine ſtille Weiſe. 1866.
2. Lied von C. Bek:
   Wann die Sterne ſcheinen. 1860.

3. Denn Du bist fern von Geibel:
   In meinem Garten die Nelken. 1860.
4. Heinrich Frauenlob von Roquette:
   Wo sich zum Rheinesstrome. 1857.
5. Lied von Geibel:
   Ich weiß nicht, säuselt in den Bäumen. 1860.
6. Lied von G. Keller:
   Dich zieret Dein Glauben. 1865.

Opus XXIX.

Zwei Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte.
Gruß an die Schweizer Sänger. Gebr. Hug.

1. Mein Vaterland von Hoffmann von Fallersleben:
   Treue Liebe bis zum Grabe. 1865.
2. An mein Vaterland von G. Keller:
   O mein Heimathland. 1866.
   (Beide auch 4stimmig in Opus I und XI.)

Opus XXX.

Stille Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte.
Dedic. Elisen. Rieter & Biedermann.

1. Mein Lied von Hoffmann von Fallersleben:
   Mein Lied, auf Rosenlippen. 1864.
2. Lied von Geibel:
   Laß andre nur im Reigen. 1865.
3. Lied von Hoffmann von Fallersleben:
   O glücklich, wer ein Herz gefunden. 1864.
4. Lied von J. Burkhardt:
   Liebessehnsucht kommt so traut. 1865.

B. Gedruckte Compoſitionen ohne Opus-Zahl.

Academia. Ballalbum für Pianoforte. Drei Hefte. 9 Tänze. Dedic. an Verſchiedene. Fries in Zürich.

Aus der Schweiz. Für Pianoforte. Fries.
Lukmanierpolka. Dedic. W. und E. Killias. 1853.
Abends, Albumblatt. Dedic. M. Weſendonk.

Abendfeier von Geibel. Für 4 Männerſtimmen. Dedic. C. Widmer. C. F. Peters in Leipzig.

Ave Maria, Meer und Himmel ruhn. 1850.

Nachtlied von Göthe. Für gemiſchten Chor. Dedic. Muſikdir. Jul. Stern. Rieter & Biedermann.

Der Du von dem Himmel biſt. 1851.

Sängergruß aufs eidg. Sängerfeſt in Zürich 1858. Für Männerchor. Gebr. Hug.

Dichtung von G. Keller:
Wir haben hoch im Bergrevier.

Abendlied von Lenau. Für gemiſchten Chor. Dedic. Frau Riggenbach-Stehlin. Rieter & Biedermann.

Friedlicher Abend ſenkt ſich aufs Gefilde. 1862.

C. Gedruckte Compositionen in Sammelwerken.

Liedersammlung für Schweiz. Männerchöre. 4 Hefte von W. Baumgartner. Selbstverlag.

Sängergruß von C. Morell:
Im Schweizerlande rauscht ein Quell. 1856.

Schifferständchen von G. Keller:
Schon hat die Nacht den Silberschrein. 1856.

Lied von Uhland:
Will ruhen unter den Bäumen hier.

Lied von Geibel:
O Jugendzeit, Du grüner Wald. 1849.

Bundeslied von Göthe:
In allen guten Stunden. 1857.

Lied von M. Arndt:
Bringt mir Blut der edlen Reben.

Ufenau von G. Keller:
Hier unter diesem Rasengrün.

Sängergruß von Grunholzer:
Im Liede grüßen wir die Brüder. 1855.

Frühlingsgruß von G. Keller:
Wenn die Frühlingslüfte glänzen. 1860.

Lied von Heine:
Die Rose, die Lilie, die Taube. 1860.

Gesellschaftslied von C. Morell:
Wie uns hier zu guter Stunde. 1860.

Nachts von Th. Heß:
Durch die stille weite Welt. 1858.

Maienthau von Uhland:
Auf den Wald und auf die Wieſe. 1858.

Fahrender Schüler von Geibel:
Kein Tröpflein mehr im Becher. 1859.

(Es ſind hier nur diejenigen Compoſitionen erwähnt, die ſich in keiner Ausgabe anderwärts befinden. Sonſt enthält obige Sammlung 31 Originalcompoſitionen und 29 Arrangements von W. B.)

Volksgeſänge für gemiſchten Chor. Von der zürch. Schulſynode und J. Heim. 1863.

Lied von E. Brachvogel:
Kein Hälmlein wächst auf Erden. 1862.

Neue Volksgeſänge für Männerchor. Von J. Heim. 1865/7.

Lied von J. R. Vogel:
Danke Gott für jede Blume. 1864.

Lied von Roquette:
Wenn die erſten Veilchen blühn. 1866.

Lied von G. Keller:
Es ſind vier Länder gelegen. 1847.

Neue Liederſammlung für Männerchor. Von J. Wolfenſperger. 1868.

Die heiligen Orte von Weſſenberg:
Heilig ſei Dir jede Stelle.

D. Hinterlaſſene Manuſcripte.

Salon Polka und Mazurka, für Pianoforte. 1859 und 1860.

Thema in ges und Variationen, für Pianoforte. 1866.

Feſtmarſch, für Pianoforte. 1866.

Männerchöre:

Lied vom Wort von G. Keller:
Auf laſſet uns ſingen. 1858.

Feſtgeſang für das Schillerdenkmal am Mythenſtein, 21. Okt. 1860. Dichtung von P. G. Morell.

Leyer und Schwert von Pfr. Sprüngli:
Ein Ehrenruf iſt Euch geworden. 1860.

Non plus ultra von Pabſt:
Wenn ſein Gold der junge Morgen.

Der brave Mann von Heine, mit Pianoforte:
Gaben mir Rath und gute Lehren.

Duette, mit Pianoforte:

Frühlingsſehnſucht von L. Rellſtab:
Säuſelnde Lüfte wehen ſo mild.

Frühlingslied von W. Müller:
Schon milder ſcheint die Sonne.

Lieder für eine Singſtimme, mit Pianoforte:

Mondnacht von Eichendorf:
Es war als hätt' der Himmel.

Neuer Frühling von Heine:
Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen.

Ständchen von Kerner:
Ich kam vor Liebchens Fenſter.

Der Unbeſtändige von A. Grün:
Mädchen ſind ein Blumenvölklein.

Lied von Rükert:
Du biſt die Ruh, der Friede mild. 1842.

Nachtgeſang von Mazerath:
Ein Vogel ſingt im Flieder.

Wonne der Wehmuth von Göthe:
Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe. 1845.

An die Entfernte von Reinhold:
Ach ich denke, ach ich ſenke. 1848.

Hirten Winterlied von Uhland:
O Winter, ſchlimmer Winter. 1848.

Lied von Hafis:
Ich dachte Dein in tiefer Nacht. 1848.

Erſter Verluſt von Göthe:
Ach wer bringt die ſchönen Tage. 1848.

Lied von Heine:
Wenn ich in Deine Augen ſeh. 1850.

Ergebung von Del. Helena:
Mein ganzes Sein es neigt in Liebe. 1850.

Lied von Heine:
Und wüßtens die Blumen, die kleinen. 1850.

Lied von Hoffmann von Fallersleben:
Was mir wohl übrig bliebe. 1858.

Abendlied von Hoffmann von Fallersleben:
Nun ſchweigt die Höh, nun ſchweigt das Thal. 1861.

Lied von M. Weſendonk:
Ich ſteh allein und ſchaue. 1863.

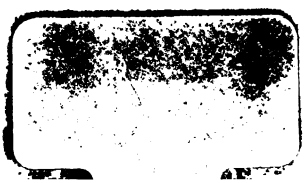
Lied von Heine:
Mädchen mit dem rothen Mündchen. 1865.

Carolina von P. Heyſe:
Eine holde Kleine kenn ich. 1866.

Bienchen von P. Heyſe:
Wohin ſchweifſt Du, ſag, o ſage. 1866.

Mutterſpiegel von O. von Franſecky:
Ein Spiegel biſt Du Kindchen mir. 1866.

Liebesleben von Fr. Brunold:
Könnt' in ein Wort ich legen, wie lieb, wie lieb
Du mir. 1866.

Ritornell von P. Heyſe:
Wie ſchön Du biſt, o ſei von Gott geſegnet. 1867.

Mus 1400.15.94
Wilhelm Baumgartner. Ein Lebensbild
Loeb Music Library BDJ2131
3 2044 041 198 938